

SYNTAKTISCHER WANDEL VOM FRÜHNEUHOCHDEUTSCHEN ZUM NEUHOCHDEUTSCHEN AM BEISPIEL DES THEATERSTÜCKS „DER DURCHLAUCHTIGE KOHLENBRENNER“

MATEUSZ MASELKO
Universität Wien
mateusz.maselko@univie.ac.at
ELISABETH PFLUGER
Universität Wien
elisabeth.pfluger@univie.ac.at

ABSTRACT

Das 17. Jh. bedeutet in der Sprachgeschichte des Deutschen den Bruch zwischen dem Frühneuhochdeutschen und dem Neuhochdeutschen. Aus linguistischer Sicht sind also schriftliche Quellen, die zu dieser Zeit entstanden sind, von besonderem Interesse, weil sie zumindest theoretisch die Merkmale beider Sprachstufen vereinigen und somit auf einen sprachlichen Wandel hindeuten. Dies betrifft auf jeden Fall den nicht vor allzu langer Zeit aufgefundenen Text „Der durchlauchtige Kohlenbrenner“, der laut Angaben des Autors Adam Christoph Schüler im Jahre 1670 verfasst wurde. Im Fokus dieses Beitrags stehen vielfältige syntaktische Phänomene, wie etwa Genitiv, Kongruenz, periphrastische Konstruktionen, Verbstellung, Ersatzinfinitiv, Sprachreduktion, expletives *es* bzw. Genuswechsel. Das Ziel ist, anhand konkreter Belege aus dem Theaterstück aufzuzeigen, in welchem Bereich der syntaktische Wandel bereits stattfand bzw. inwieweit fortgeschritten er zur Entstehungszeit des Werks war.

STICHWÖRTER: Sprachwandel; Syntax; Frühneuhochdeutsch; Neuhochdeutsch; Theaterstück; Varianz.

SYNTACTIC CHANGE FROM EARLY NEW HIGH GERMAN TO NEW HIGH GERMAN ON THE EXAMPLE ANALYSIS OF THE PLAY “THE NOBLE CHARCOAL BURNER”

ABSTRACT

The 17th century marks a break in the history of the German language between the Early New High German and the New High German. From a linguistic point of view written sources from this time are of special interest because theoretically they should combine characteristics of both periods and therefore indicate the linguistic change. A manuscript that was found recently is called “Der durchlauchtige Kohlenbrenner” (“The noble Charcoal Burner”) and which is dated by its author Adam Christoph Schüler into the year 1670. The focus of this work are syntactic phenomena such as genitive, concord, periphrastic constructs, position of the verb, infinitivus pro participio, reduction, expletive *es*, or genus alteration. The aim is to show syntactic change on explicit samples of the plays text. Which fields are already affected by a syntactic change and how far advanced in change are each syntactic sectors at the time of the plays first release.

KEY WORDS: Language change; syntax; Early New High German; New High German; stage play; variance.

1. EINLEITUNG

- (1) Sie führet [...] Reden, ich muß näher hinzugehen (Schüler 1670: 22 [abgetipptes Manuskript]; im Weiteren nach Muster „KB <Seite>“ abgekürzt)

Ein unveröffentlichtes, noch nie ediertes Theaterstück, das in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. geschrieben wurde und zu dem nur spärliche literaturwissenschaftliche Informationen vorhanden sind, scheint auf den ersten Blick nicht unbedingt das geeignete Korpus für eine sprachhistorische Untersuchung syntaktischen Wandels. Tatsächlich eröffnete sich dieses Forschungsfeld erst durch die Bitte um Hilfe aus einer unerwarteten Richtung. Eine Arbeitsgruppe des Instituts für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien unter der Leitung von Stefan Hulfeld, die an der Edition dramaturgischer Werke wandernder Theatertruppen des 17. Jhs. arbeitet, trat mit einem ganz besonderen Problem an die sprachwissenschaftliche Abteilung der Deutschen Philologie heran. Im speziellen Fall des Stückes „Der durchlauchtige Kohlenbrenner“ stießen die TheaterwissenschaftlerInnen auf das Problem einer besonders schwer lesbaren Handschrift. Da von dem Verfasser, außer dem behandelten Werk, nur relativ wenig handschriftliche Belege zum Vergleich vorhanden sind, ergaben sich zahlreiche editorische Streitfälle. Welche Fehler passierten dem Schreiber aus Nachlässigkeit, was konnte –teilweise aufgrund seiner individuellen Kürzelschreibweise– nicht entschlüsselt werden und was war die Schreibnorm der Zeit und Region, in der die Komödie entstand? Da sich die Arbeitsgruppe strenge Richtlinien für ihre historisch-kritische Ausgabe gesetzt hatte, sollte die Übertragung dicht an der Schreib- und Sprechnorm des auslaufenden 17. Jhs. bleiben und nicht in die Gegenwartssprache herübergeführt werden, dabei sollte jedoch eine von Achtsamkeitsfehlern des Verfassers und Interpretationslücken der EditorInnen bereinigte Version entstehen. Schnell wurde klar, dass hierbei die theater- und literaturwissenschaftlichen Editionsstrategien nicht ausreichten, um zu dem gewünschten Ziel zu gelangen. Es bot sich an, das Stück aus einem sprachwissenschaftlichen Blickwinkel zu betrachten, und anhand eines Bündels relevanter Phänomene eine zeitliche und regionale Zuordnung zu versuchen. Ganz dem zu Beginn dieses Forschungsberichts angeführten Zitat aus dem „durchlauchtigen Kohlenbrenner“ (s. Bsp. 1) folgend, war es nötig, näher zur Textsyntax hinzu zu gehen, um eine Beschreibung der in diesem Schauspiel verwendeten Sprache auf syntaktischer Basis zu erzielen und über diesen neuen Zugang Erkenntnisse über den individuellen Stil des Schreibers und charakteristische syntaktische Merkmale der Entstehungszeit zu gewinnen.

Der vorliegende Beitrag beginnt mit einer kurzen Darstellung des Forschungsgegenstands, dabei wird einerseits auf den Inhalt des „Kohlenbrenners“, andererseits auf die relevanten Fakten zu dem Manuskript bzw. der Geschichte der Aufführung eingegangen. Anschließend wird die für das Projekt angewendete Methodik näher erläutert. Im dritten Kapitel werden

die Ergebnisse der durchgeführten Analyse dargelegt. Im Fokus der Untersuchung stehen sprachliche Phänomene wie etwa Genitiv, Kongruenz, periphrastische Konstruktionen, Verbstellung, Ersatzinfinitiv, Sprachreduktion, expletives *es* bzw. Genuswechsel.

2. METHODOLOGIE

Eine syntaktische Analyse anhand eines so spezifischen Korpus wie das eines Theaterstückes ist nicht vollständig, ohne Semantik und Pragmatik des Textes und seiner Aufführungssituation miteinzubeziehen. Die reine Beschränkung der Forschung auf die Satzlehre würde zahlreiche Besonderheiten, die sich aufgrund der Dramaturgie des Stückes –wie etwa Sprechkonstellation der handelnden Personen und räumliche Gegebenheiten sowohl des Szenenbildes als auch des realen Bühnenaufbaus– ergeben, außer Acht lassen und wäre überdies langweilig. Es sollen also das Korpus selbst, Inhalt und Aufbau, sowie die schauspielerische Gestaltung wandernder Theatergruppen kurz angeführt werden, um einen ganzheitlicheren Einblick zu gewinnen. Einschränkend sei aber erwähnt, dass die knappen literaturwissenschaftlichen Hinweise, die sich in diversen literaturgeschichtlichen Werken finden, teilweise unvollständig sind oder darauf hinweisen, dass ihre Angaben sowohl zum Stück selbst, als auch zu seinem Verfasser, auf Spekulationen beruhen und nicht belegt werden können. Die angeführten Informationen über Entstehung und Aufführung des Schauspiels dienen also eher als veranschaulichende Zusatzinformationen, die mit Vorsicht zu genießen sind. Die beschriebenen Ergebnisse der syntaktischen Untersuchung beziehen sich aufgrund dieser Unsicherheit nur auf aus dem Text gewonnene Erkenntnisse.

2.1. Untersuchungsgegenstand

2.1.1. Inhaltlicher Abriss

„Der durchlauchtige Kohlenbrenner“ ist der Dramaturgie nach eine Verkleidungskomödie im höfischen Umfeld, die jedoch auch über weite Passagen mythologische Einflechtungen der griechischen Antike aufweist. Schauplatz des Verwirrspiels um Täuschungen und Liebestränke ist Kastilien. Vor dem Hintergrund der spanischen Hochebene entspinnt sich ein Netz aus Verwechslungen um Peronius, den kastilischen König, der seiner Frau Untreue unterstellt und seinen Verdacht durch einen Irrtum auch bestätigt sieht. Seine Frau Aminda und deren Schwester Elysa fallen zu Unrecht in Ungnade bei Hof und versuchen durch einen Liebestrank, den König wieder gnädig zu stimmen. Das Liebeselixier wird jedoch vom Prinzen Melanor getrunken und um sich seiner Angebeteten, Aminda, zu nähern, verkleidet er sich als Kohlenbrenner. Nach zahlreichen Intrigen und der Mithilfe der Götter, die den Protagonisten im Traum erscheinen, finden schließlich Aminda und Melanor sowie Elysa und

Alpherino, ein ebenfalls als Händler verkleideter Prinz, zueinander, während der uneinsichtige König Peronius den Tod findet. Noch bevor sich Melanor und Alpherino als Prinzen zu erkennen geben, schwören ihnen Aminda und Elysa ewige Liebe. Das Stück bricht also mit den gesellschaftlichen Standesregeln und erhebt die Liebe über die Kluft zwischen niederen sozialen Schichten und Adelsrängen. Der vornehme Pathos und die mythologische Bildlichkeit der Sprache werden, bedingt durch den Rollentausch der Hauptfiguren, in zahlreichen Sequenzen gebrochen, was einen Großteil der Sprachkomik des Stückes ausmacht.

2.1.2. Manuskript- und Aufführungshinweise

Als Verfasser gibt sich auf dem ersten Blatt des Manuskripts Adam Christoph Schüler von Weißenfels zu erkennen. Als Sohn eines Stadtrichters in Weißenfels geboren, besuchte er um 1660 die Leipziger Akademie und verdingte sich bald darauf als Schriftsteller und Dramenübersetzer in der Theatertruppe des Dramaturgen Jakob Kuhlmann (vgl. Rudin 1976: 9). Ebenfalls den handschriftlichen Belegen zu entnehmen sind die Datumsangaben, zu welchen das Stück von ihm niedergeschrieben wurde. In nur zwei Tagen, am 6. und 7. August 1670, verfasste Schüler diese 24-seitige Komödie, deren Aufzeichnungsort er mit Wien angibt. Da die wandernde Schauspielgruppe Kuhlmanns zu diesem Zeitpunkt eine Spielgenehmigung für Wien besaß, wird angenommen, dass Schüler unter enormen Zeitdruck stand, das Publikum mit neuen Stücken zu unterhalten (vgl. Furlinger 1948: 9). Ab 1670 scheint sich „Der durchlauchtige Kohlenbrenner“ im ständigen Repertoire der Truppe zu befinden. Belege über Aufführungen anderer fahrender Theatervereinigungen lassen sich sowohl in München 1684 von Martin Daniel Treu (vgl. Trautmann 1889: 311), als auch in Frankfurt am Main 1741 belegen. Letztere allerdings unter dem Titel „Die bewunderungs-würdige Gedult und Beständigkeit getreuer Eheleute, dargestellt in Aleran einem Teutschen Fürsten und Adelheid einer Prinzessin Kaysers Ottonis Magni Oder: Der durchläuchtige Kohlen-Brenner, mit Hans Wurst einem lustigen Kohlen-Händler“ (vgl. Mentzel 1882: 450). Obwohl die Handlung demnach auf deutschen Boden verlegt worden zu sein scheint, ist deutlich Schülers Manuskript als Vorlage auszumachen. Weniger einfach gestaltet sich die Recherche von Fassungen, die ihrerseits wiederum als Vorlage für Schülers Niederschrift gedient haben könnten. Das Stück trägt dem Aufbau nach Merkmale von Spieltexten englischer Komödianten, die mythologisierte Motivebene scheint sich jedoch eher an der romanischen Novellenliteratur zu orientieren. Ob Schüler nun abgeschrieben, übersetzt, aus dem Gedächtnis rekonstruiert oder gedichtet hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, bei einer Durchsicht der handschriftlichen Aufzeichnungen ist lediglich festzustellen, dass die Komödie in ein- und derselben Handschrift abgefasst wurde. Der Entstehungsrahmen des

Manuskripts von nur zwei Tagen lässt aber vermuten, dass Schüler eine Vorlage in irgendeiner Art und Weise zur Verfügung gehabt haben muss. Da aber darüber nur Spekulationen gemacht werden können, betrachtet diese Untersuchung das Korpus als eigenständig und abgeschlossen bzw. versucht unter Einbezug diachroner Abgrenzungsmechanismen und regionaler Dialekt- und Variantenausdehnungen eine Beschreibung und Zuordnung aus sprachhistorischer Sicht anzustellen.

2.2. Untersuchungsmethodik

Der syntaktische Wandel, der den Übergang vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen beschreibt, lässt sich vor allem anhand einiger auffälliger Phänomene darstellen. So sind die Art und Häufigkeit der Verwendung des Genitivs, die wachsende Beliebtheit periphrastischer Verbalformen oder der modifizierte Einsatz von Infinitivgruppen Erscheinungen, an denen der Übergang in die neue Sprachperiode festzumachen ist. Solche augenfälligen syntaktischen Merkmale wurden zunächst im Text gesucht und unter Zuhilfenahme historischer Sprachatlanten bzw. Grammatiken des Deutschen dem Stadium ihres Transformationsfortgangs zugeschrieben. Grundlage des Projekts war zunächst lediglich eine qualitative Beschreibung der erfassten Phänomene. Quantitative Angaben über die Häufung einiger Merkmale werden nur dort gemacht, wo diese eindringlich hervorstechen. Besonderer Fokus lag vor allem auf den teilweise schwer lesbaren Stellen der Handschrift, die der Forschungsgruppe editionsphilologische Entscheidungen abverlangten. So wurden beispielsweise nicht identifizierbare Flexionsendungen von Verben in der 1. und 3. Pers. zumeist apokopiert, sofern es sich nicht um subjektlose Sätze handelte, da in vergleichbaren gut lesbaren Passagen vom Schreiber ebenso verfahren wurde. Die Gesamtheit der festgestellten Phänomene kann zum Schluss eine präzisere Einordnung von Entstehungszeit und -ort des „durchlauchtigen Kohlenbrenners“ zulassen und so das auf dem Manuskript angegebene Datum verifizieren oder in Frage stellen. Das kann sich insofern als interessant erweisen, als der Autor aus dem ostthüringischen Gebiet, also dem mitteldeutschen Raum, kommt, allerdings für ein bairischsprachiges Publikum schreibt. Zur Entstehungszeit des Theaterstücks gehörte nämlich Weißenfels zum Fürstentum Sachsen-Weißenfels, während Wien wichtiges Zentrum des Heiligen Römischen Reichs war.

3. UNTERSUCHTE PHÄNOMENE

3.1. Genitiv

Noch in den älteren Sprachperioden des Deutschen war der Gebrauch des Genitivs sehr hoch, und zwar nicht nur als Attribut, sondern auch als Objekt. Die Verwendung des 2. Falls sank aber allmählich im Laufe der deutschen

Sprachgeschichte. Es lässt sich feststellen, dass zwar der adnominale Genitiv wie im Ausdruck *die Mitschrift des Studenten* eine durchaus hohe Verwendung hat, wohingegen aber der Gebrauch des Genitivs als Genitivobjekt (*Die Studentin erinnert sich eines spannenden Seminars*) eindeutig zurückgeht. Bis in die Gegenwartssprache mögen sich 56 Verben, u.a. *ermangeln, gedenken, sich bedienen* und *sich rühmen*, bewahrt haben, die eine Phrase mit einem Genitivobjekt bilden können, aber nicht immer müssen. In vielen Fällen existieren für das Genitivobjekt Alternativkonstruktionen. Bei zahlreichen genitivfähigen Verben ist im standardisierten Neuhochdeutschen eine Konkurrenz zwischen einem adverbale Genitiv und anderen Objektarten gegeben. So kann anstatt eines Genitivobjekts entweder ein Akkusativobjekt (*Ich entbehre einen Besuch des Tutoriums* für *Ich entbehre eines Besuchs des Tutoriums*) oder, vor allem bei reflexiven Verben, ein Präpositionalobjekt (*Die Studentin erinnert sich an ein spannendes Seminar* für *Die Studentin erinnert sich eines spannenden Seminars*) vorkommen. Es lässt sich somit feststellen, dass man dem Objektgenitiv im Neuhochdeutschen nur eine marginale Rolle zuschreibt. In Mundarten und Umgangssprachen geht auch der adnominale Genitiv zurück. Das Genitivattribut kann durch verschiedene periphrastische Konstruktionen ersetzt werden, sodass es durchaus möglich ist die Phrase *die Mitschrift des Studenten* beispielsweise durch *die Mitschrift vom Studenten* oder *dem Studenten seine Mitschrift* anders auszudrücken (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 83-84).

3.1.1. Rückgang des adverbale Genitivs

In Schülers Theaterstück ist eine von Donhauser (vgl. 1991: 24) festgestellte Tendenz „weg von der ‚verbativen‘ (auf das Genitivobjekt bezogen) hin zur ‚komplementativen‘ Lesart (Präpositionalobjekt)“ bereits beobachtbar. Trotz alledem kann jedoch nicht angenommen werden, dass der Prozess des Genitivschwunds beim adverbale Gebrauch in der Entstehungszeit des Werks bereits abgeschlossen bzw. weit fortgeschritten war. Obgleich die konkurrierenden Objekttypen wie Akkusativ- oder Präpositionalobjekt schon in frühneuhochdeutscher Zeit vorhanden zu sein scheinen, stößt man in Schülers Text auf Formen, die heutzutage als unüblich zu betrachten (s. Bsp. 2) oder einer gehobenen, relativ archaischen Stilebene zuzuweisen wären (s. Bsp. 3).

- (2) [...] wir wollen sie gern zu Schiefe begleiten, und unseres Zustandes vergeßen (KB 11)
- (3) [...] Alexander der Große, welcher sich schier des ganzen Erdbodenß bemächt [...] (KB 8)

Fleischer/Schallert (vgl. 2011: 83-84) weisen auf zwei mögliche Wege des Rückgangs adverbale Genitive hin. Erstens kann es vorkommen, dass die genitivfähigen Verben und damit natürlich auch deren Rektion aussterben.

Diese Hypothese mag allerdings keine Geltung bei den Verben des analysierten Theaterstücks haben. Im Falle von *sein*, *sich bemächtigen*, *vergessen* bzw. *versichern* handelt sich eher um eine Änderung der Rektion, sodass ein Genitivobjekt entweder durch ein Akkusativ- oder Präpositionalobjekt ersetzt wird.

Dieser Ersatz, der sicher nicht von einem Moment auf den nächsten vonstatten ging, begann [...] wahrscheinlich damit, dass es zunächst zur Variation des Genitivobjekts mit anderen Objekttypen kam. Damit entstand eine Konkurrenzsituation (Fleischer/Schallert 2011: 87).

Noch im 17. Jh. konnte das Verb *vergessen* sowohl das Genitiv- als auch Akkusativobjekt regieren. Selbst in Schülers Theaterstück tritt dies auf und obwohl *vergessen* in den meisten Fällen wie in (2) mit einem Genitivobjekt gebildet wird, gibt es einzelne Passagen, wo das Verb wie im Gegenwartsdeutschen ein Akkusativobjekt zu sich nimmt (s. Bsp. 4).

(4) [...] sonstn dürffte er Eüer getreüen Dienst vergeßen (KB 11)

Mit der Verbreitung des Genitivobjekts im Laufe der Sprachgeschichte beschäftigten sich mehrere LinguistInnen. Alle machen eindeutig auf einen allmählichen Genitivrückgang aufmerksam. Lindgren (vgl. 1969: 151) wertete in Hinblick auf das Genitivobjekt jeweils 500 Sätze verschiedener Texte aus unterschiedlichen Sprachperioden aus, um zu zeigen, wie oft dieses pro hundert Satzglieder vorkommt. Bei Otfried (9. Jh.) liegt der Anteil noch bei 9,4 %, im Nibelungenlied (13 Jh.) bei 9,0 %, die Zahlen gehen aber erheblich im Frühneuhochdeutschen herunter, sodass bei Fischart (16 Jh.) das Genitivobjekt nur 2,4 % ausmacht. Es gibt keine Daten für das 17. Jh., also die Entstehungszeit des Werks von Schüler. Weitere Ergebnisse deuten jedoch bedeutsam auf den Schwund des Genitivobjekts hin. So beträgt der Anteil des adverbale gebrauchten Genitivs bei Goethe (18./19. Jh.) 1,2 %, bei Musil (19./20. Jh.) 1,0 % und in der Zeitung „Die Zeit“ (20 Jh.) ausschließlich 0,2 %. In einer anderen Studie befasst sich Fischer (vgl. 1991: 329) mit den genitivfähigen Verben, für die in einem gewissen Zeitraum Konkurrenzformen existierten. In ihrer an unterschiedlichen Texten aus dem gesamten deutschsprachigen Raum durchgeführten Untersuchung konzentriert sie sich auf das 16., 17. und 18. Jh., also u.a. die Zeit, in der Schüler sein Theaterstück niederschrieb. Laut der Studie reduziert sich innerhalb von etwa hundert Jahren die Verwendung des Genitivobjekts zugunsten konkurrierender Objekte um 18,6 %. Für das Entstehungsjahr des „Kohlenbrenners“ beträgt der Anteil des adverbale Genitivs 39,9 %. Dies zeigt zwar, dass das Genitivobjekt zu dieser Zeit noch vertreten ist, allerdings einen immer stärkeren Reliktcharakter hat.

Insgesamt gesehen lässt sich anhand der dargestellten Studien ein erheblicher Schwund des Genitivobjekts beobachten. Das gilt sowohl für die

zweite Hälfte des 17. Jhs., als „Der durchlauchtige Kohlenbrenner“ entstand, wie auch für andere Sprachperioden des Deutschen, vom Althochdeutschen bis zur Gegenwartssprache.

3.1.2. Adnominaler Genitiv und von-Periphrase

In vielen Mundarten wurde der adnominale Genitiv (*die Mitschrift des Studenten*) durch die *von*-Periphrase (*die Mitschrift vom Studenten*) oder den possessiven Dativ (*dem Studenten seine Mitschrift*) ersetzt. Allerdings, wie Fleischer/Schallert (vgl. 2011: 94) feststellen, hat der adnominale Genitiv in der geschriebenen Sprache bis heute eine ungebrochene Tradition, sodass Beispiele für Periphrasen in schriftlichen Texten nicht allzu häufig anzutreffen sind. Das findet seine Widerspiegelung auch in Schülers Text, wo der adnominale Genitiv (s. Bsp. 5 und 6) viel frequenter als dessen Ersatzkonstruktionen auftaucht, und das obwohl beide oben genannte Alternativkonstruktionen als Bestandteile sowohl des Heimatdialekts von Schüler, d.h. des Ostthüringischen, als auch der vom Zielpublikum in Wien gesprochenen Varietät, nämlich des Bairischen, fungieren.

- (5) O starcker Liebesgott, worzu kanstu nit die Herzen deiner Slaven zwingen [...] (KB 2)
- (6) [...] sie bemühet sich [...] mit Schrifften des erzürnten Königs Herz wiederzugewinnen (KB 7)

Im Gegensatz zum Gegenwartsdeutschen wird der attributive Genitiv oft vorangestellt, besonders bei Personen- und Figurenbezeichnungen (s. Bsp. 7 und 8), wie es noch heute bei Eigennamen der Fall ist (*Katharinas Mitschrift*).

- (7) [...] ich heiße Sidonius eines Kaufmannß Sohn auß Portugall [...] (KB 9)
- (8) In meiner Arbeit kan ich auf der Götter Versprechen mein Vergnügen haben [...] (KB 4)

Im „Kohlebrenner“ wird der possessive Dativ als Mittel der Periphrase für den Genitiv nicht verwendet. Stattdessen kommt es zur Umschreibung durch die Konstruktion mit der Präposition *von*. Die sogenannte *von*-Periphrase mag bereits im 12. Jh. entstanden sein, wobei die Sprachgeschichte dieses grammatischen Phänomens als umstritten gilt (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 94).

In vielen Fällen ist es jedoch möglich, dass bei der durch *von* eingeleiteten Präpositionalphrase zwar ein präpositionales Attribut vorliegt, dieses aber wegen der spezifischen Semantik der Präposition *von* gewählt wurde und insofern kein eindeutiges Äquivalent zu einem Genitivattribut darstellt (Fleischer/Schallert 2011: 94).

Im „Kohlenbrenner“ handelt es sich meist um echte Periphrasen wie in (9) oder (10)^{1K}. Zweideutig scheinen aber zwei Belege zu sein (s. Bsp. 10^{2K} und 11).

In (10) kann *von* der zweiten gekennzeichneten Konstruktion entweder den Genitiv ersetzen (*Königin Castiliens*) oder für die lokale Präposition *aus* stehen (*Königin aus Castilien*). Im Falle des Belegs (11) ist mit größerer Sicherheit anzunehmen, dass die Präposition *von* nicht deswegen gebraucht wurde, um das Genitivattribut umzuschreiben, sondern um die Herkunft, Quelle der Aufforderung, bekannt zu machen (‘ein Befehl, der von dem König stammt’). Sie könnte also, wie bereits überblicksmäßig angedeutet, aufgrund ihrer besonderen Semantik gewählt worden sein. Einen Einfluss auf die Benützung der periphrastischen Konstruktion mag auch das transitive Verb *haben* ausüben.

- (9) [...] o tiefe Niedrigkeit von einer so hohgeborenen Princeßin [...] (KB 24)
 (10) Ein einzieger Gedanken von der schönen Elysa^{1K} der Königin von Castilien^{2K}
 Schwester macht mich zum Obsieger aller Feinden und Gefahr (KB 2)
 (11) [...] wir haben einen Befehl von den König (KB 6)

Markant für den „Kohlenbrenner“ ist weiters die Verwendung der *von*-Periphrase als Ersatz für den Teilungsgenitiv. Diese kommt vor, wenn in der Bezeichnung einer Menge bzw. Gruppe, aus der ein Teil bzw. eine Person herausgehoben wird, ein Possessiv- (s. Bsp. 12) oder Demonstrativpronomen (s. Bsp. 13) auftritt. Der Einsatz der *von*-Umschreibung hat zum Ziel, zum besseren Verständnis der Phrase beizutragen und den Lesefluss zu vereinfachen.

- (12) [...] lehnt mir eines von Eüern Kleidern [...] (KB 6)
 (13) [...] bitte derowegen unterthenigst, solches von dero unwürdiegen Vasallen
 anzunehmen [...] (KB 20)

3.2. Kongruenz

Kongruenz als syntaktisches Phänomen wird vor allem dann auffällig, wenn gegen sie verstoßen wird. Zwei oder mehr Elemente, die aufeinander bezogen sind, müssen sich in Kasus, Person, Numerus und Genus decken, sofern die beteiligten Wortarten fähig sind, diese Kategorien auszudrücken. In der Zeit, als sich Deutsch zu einer standardisierten und vereinten Sprache formte, finden sich aber noch Belege, bei denen die Kongruenz scheinbar außer Acht gelassen wird. Kongruenzphänomene, deren Problemstellungen sich bis ins jüngste Neuhochdeutsch ziehen, lassen sich deutlich auch im behandelten Korpus feststellen. Trotz des relativ knappen Textmaterials, fanden sich Beispiele sogenannter *Hybrid* und *Committee nouns* –zweier Spezialfälle der Kongruenzbildung.

3.2.1. *Hybrid nouns*

Substantive, deren natürliches Geschlecht in Widerspruch zu ihrem grammatikalischen besteht, werden als *Hybrid nouns* bezeichnet. So besitzt beispielsweise das Substantiv *Mädchen* ein neutrales grammatisches Genus,

bezeichnet jedoch ein feminines Geschöpf. Zur einfacheren Unterscheidung schlagen Fleischer/Schallert (vgl. 2011: 104) eine Differenzierung zwischen grammatischem „Genus“ und natürlichem „Sexus“ vor. Eine Kongruenzbildung sowohl mit dem grammatischen als auch mit dem natürlichen Geschlecht ist hierbei möglich (*Das Mädchen ruft seinen/ihren Vater an. Es/sie spricht lange mit ihm*). Eine korrekte Übereinstimmung von Possessiv- bzw. Personalpronomen mit dem Substantiv kann hierbei nicht eindeutig festgelegt werden, da entweder ein grammatisches oder natürliches Geschlecht unberücksichtigt bleiben müssen. Der Usus, das grammatische Genus über jenes des natürlichen zu stellen, kann nicht für alle Sprachkonstellationen und -perioden angenommen werden. Kongruenzbildungen, die sich nach dem natürlichen Geschlecht richten, also Konstruktionen *ad sensum* darstellen, sind vor allem in älteren Sprachstufen nachzuweisen, während die semantische Übereinstimmung im Neuhochdeutschen der grammatischen Angleichung mehr Raum zu überlassen scheint.

Eine Besonderheit der *Hybrid nouns* bilden jene, bei denen das natürliche Geschlecht nicht wie beim Beispiel *das Mädchen* festgelegt ist, sondern „auf männliche oder weibliche Wesen bezogen werden können“ (Fleischer/Schallert 2011: 105). So ist Beispielsatz (14) einer Jagdszene entnommen, bei der eine Hirschkuh gesichtet wird.

(14) [...] dort sehe ich ein wunderschönes Stück, wir wollen ihr nachstellen (KB 13)

Während in diesem Fall also das Adjektiv und der unbestimmte Artikel der Nominalphrase grammatisch mit dem neutralen Genus des Substantivs *Stück* übereingestimmt sind, wird in der daran anschließenden Aufforderung das Pronomen *ihr* dem natürlichen Sexus angeglichen.

3.2.2. *Committee nouns*

Mit den *Hybrid nouns* in gewisser Art und Weise vergleichbar sind die *Committee nouns*. Wiederum handelt es sich um Substantive, deren semantische und grammatische Merkmale einander zu widersprechen scheinen. Anders als bei den *Hybrid nouns* divergieren die *Committee nouns* jedoch in der Kategorie des Numerus. Genauer gesagt geht es um Substantive, „die zwar singularisch sind, aber pluralische („kollektive“) Bedeutung haben“ (Fleischer/Schallert 2011: 105). Auch hier lässt sich sprachgeschichtlich eine Entwicklung hin zu einer Präferenz der grammatischen, formalen Übereinstimmung erkennen, während in älteren Belegen Kongruenzbildungen basierend auf der Semantik häufig anzutreffen sind. Ebenfalls im „Kohlenbrenner“ finden sich Beispiele für ein singularisches Subjekt, das mit einem pluralischen Verb verbunden wird (s. Bsp. 15).

- (15) [...] aldorten sich eine ganze Heerde sehen lest, welche zu trincken, und sich zu erkühlen suchen [...] (KB 3)

Weniger häufig, jedoch auch anhand eines Belegs (s. Bsp. 16) feststellbar ist die Übereinstimmung *ad sensum* mit einem nachfolgenden Possessivpronomen.

- (16) [...] ihn das Wildt entgegen laufft [...] dann er ihren Steich und Aufenthalt sehr wohl weiß [...] (KB 3)

Da im Neuhochdeutschen singularische Substantive pluralischer Bedeutung ausschließlich mit pluralischen Verben gekoppelt werden, lässt sich anhand der *Committee nouns* ein eindeutiger Umbruch vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen feststellen. Die Tatsache, dass sich im untersuchten Bühnenstück noch Belege für eine *Constructio ad sensum* finden, also eine Übereinstimmung nach dem Sinn, ist bezeichnend für dessen Entstehungszeit.

3.3. Periphrastische Verbalformen

Das neuhochdeutsche Verbalsystem charakterisiert sich durch eine Vielfalt an Verbalformen, welche durch sogenannte Periphrasen gebildet werden. Unter dem Terminus „Periphrase“ versteht man eine grammatische analytische Verbkonstruktion, die mehrteilig ist, d.h. die sich aus mehr als einer Verbform zusammensetzt (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 121).

In periphrastischen Verbalformen trägt jeweils eine infinite Form des Vollverbs den lexikalischen Gehalt (z.B. ein Infinitiv oder ein Partizip); daneben kommen ein oder mehrere sogenannte ‚Auxiliare‘ [...] vor, die die grammatische Information kodieren (Fleischer/Schallert 2011: 121).

Im Bereich des Tempus-Systems des Deutschen gibt es aus standardsprachlicher Sicht vier Formen, die periphrastisch gebildet werden können, und zwar das Perfekt (*Die Studentin hat die Prüfung bestanden*), Plusquamperfekt (*Die Studentin hatte die Prüfung bestanden*), Futur I (*Die Studentin wird die Prüfung bestehen*) und Futur II (*Die Studentin wird die Prüfung bestanden haben*). Weit verbreitet im oberdeutschen Sprachraum ist zudem das Doppelperfekt (*Die Studentin hat die Prüfung bestanden gehabt*), das aufgrund des Präteritumschwunds auf diesem Gebiet zum Ausdruck der Vorvergangenheit entstand.

Eine Umschreibung im Bereich des Genus verbi ist das *werden*-Passiv (*Die Prüfung wird von der Studentin bestanden*). Ob es sich bei der Form, die man oft in Grammatiken als Zustandspassiv (*Die Prüfung ist bestanden*) bezeichnet, um eine periphrastische Konstruktion handelt, ist umstritten. Das könnte nämlich durchaus eine rein prädikative Struktur sein. Auf der Ebene des Modus ist auf

die *würde*-Periphrase (*Die Studentin würde die Prüfung bestehen*) hinzuweisen, durch die der synthetische Konjunktiv (*Die Studentin bestände/bestünde die Prüfung*) ersetzt wird. Eine wichtige Rolle für das Deutsche, vor allem dessen regionale Varietäten, spielt schließlich die *tun*-Umschreibung (*Die Studentin tut die Prüfung ablegen*). Was diese periphrastische Verbalform angeht, sind sich in der Forschung nicht einig, ob sie bereits dem Standard angehört. Auf jeden Fall ist die *tun*-Periphrase eine in Dialekten weit verbreitete Konstruktion, die über eine große Bandbreite an unterschiedlichen Funktionen verfügt (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 121-123). In bestimmten Varietäten finden sich weitere Auxiliare wie *kriegen/bekommen* oder *geben*, die zur Bildung des Rezipientenpassivs (*Der Student kriegt/bekommt die Prüfung benotet*) oder des *geben*-Passivs (*Die Prüfung gibt von der Studentin bestanden*) gebraucht werden. Auf die einzelnen analytischen Verbalformen wird im Weiteren in Hinblick auf den „Kohlenbrenner“ eingegangen.

3.3.1. Perfekt-Periphrasen

Im Neuhochdeutschen wird das Perfekt mit dem Hilfsverb *sein* oder *haben* gebildet. Das Gleiche betrifft das Plusquamperfekt sowie das Futur II; auf diese Tempora wird in der vorliegenden Arbeit jedoch nicht gesondert eingegangen. Abhängig vom Auxiliar werden die Perfekt-Umschreibungen *sein*- bzw. *haben*-Perfekt genannt. Das Hilfsverb beider Periphrasen verbindet sich mit dem Partizip II. Kann das Partizip II attributiv gebraucht werden, hat es bei transitiven Verben eine passive Bedeutung (*die bestandene Prüfung*) und bei intransitiven eine aktive Bedeutung (*die stattgefundene Prüfung*; wobei es bei einigen intransitiven Verben unmöglich ist, das Partizip II attributiv zu verwenden: **der geschlafene Student*). Wie Fleischer/Schallert (vgl. 2011: 123) hervorheben, fing mit diesen Bedeutungen die Entwicklung der Perfekt-Umschreibungen an. „Zunächst ergab sich die Bedeutung der Fügungen aus der Bedeutung des Verbs und des Partizips II [...]“ (Fleischer/Schallert 2011: 123), sodass *Er ist [zur Prüfung] gekommen* anfangs ‘Er ist ein [zur Prüfung] Gekommener’ hieß (genauso wie *Er ist fleißig* als ‘Er ist ein Fleißiger’ analytisch ausgedrückt werden kann) und *Der Student hat die Prüfung bestanden* ‘Der Student hat/besitzt eine Prüfung als bestandene’ bedeutete. Bei diesen Konstruktionen tauchten *sein* als Kopula und *haben* als Vollverb auf (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 123).

Das Wesen einer periphrastischen Verbalform besteht darin, dass sich ihre Bedeutung aus dem Zusammenspiel der involvierte Verben ergibt, nicht jedoch dadurch, dass die jeweiligen Bedeutung [sic!] der involvierten Verben sozusagen addiert werden. [...] Mit der zunehmenden Grammatikalisierung entstehen aus den ursprünglichen Fügungen eigentliche Periphrasen. „Grammatikalisierung“ bedeutet, dass aus ursprünglichen Vollverben Hilfsverben werden (Fleischer/Schallert 2011: 123).

3.3.1.1. *sein*-Perfekt

Das *sein*-Perfekt bildet man im Deutschen durch eine flektierte Form des Hilfsverbs *sein* und das Partizip II des Vollverbs. Das Partizip II übernimmt dieselbe Position in einem Satz wie prädikative Adjektive. Zu Beginn der Entwicklung des *sein*-Perfekts differenzierte sich diese Konstruktion nicht von Verknüpfungen aus *sein* mit einem prädikativen Adjektiv. Das *sein*-Perfekt bildete sich aus Phrasen heraus, in welchen das Partizip II eine prädikative Komponente zum Subjekt war. Wie bereits in der kurzen Einführung zu Perfekt-Umschreibungen angedeutet, verstand man ursprünglich unter *Er ist zur Prüfung gekommen* 'Er ist ein zur Prüfung Gekommener' und verband damit primär die Zustandsbedeutung. Da es sich beim Partizip II jedoch um eine abgeschlossene Tätigkeit handelt, wurde diese Bedeutung übertragen und somit kam es zur Entwicklung der Perfekt-Umschreibung.

Das *sein*-Perfekt entstand bereits Jahrhunderte vor dem Verfassen des „Kohlenbrenners“. Erste Belege finden sich schon im Althochdeutschen. Spätestens ab mittelhochdeutscher Sprachperiode ist die Perfekt-Konstruktion mit *sein* mit dem Neuhochdeutschen gleich (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 124-125). Daher kann es nicht für merkwürdig gehalten werden, dass das *sein*-Perfekt so frequent in Schülers Theaterstück auftritt und bereits eine völlig herausgebildete Form annimmt (s. Bsp. 17 und 18).

(17) Die Sonne ist schon zimlich hochgestiegen [...] (KB 5)

(18) [...] wir seint schon aller Gefahr entgangen [...] (KB 22)

3.3.1.2. *haben*-Perfekt

In Analogie zum *sein*-Perfekt entstand auch das *haben*-Perfekt auf Basis einer prädikativen Konstruktion. Die Entwicklung der Umschreibung durch eine flektierte Form des Auxiliars *haben* und das Partizip II des Vollverbs war bereits in althochdeutscher Zeit weit fortgeschritten. Anders als beim *sein*-Perfekt bezog sich das prädikative Partizip auf das Objekt. Ursprünglich hatte die Konstruktion, aus der sich das *haben*-Perfekt weiterentwickelte, ausschließlich mit transitiven Verben gebildet werden können (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 125-126). Im Laufe der Sprachgeschichte kam aber zur Ausdehnung des Kontexts: „Das direkte Objekt [...] kann [...] durch ein neutrales Pronomen, das einen vorangehenden Satz oder Satzkomplex aufnimmt, oder durch einen Nebensatz realisiert werden“ (Fleischer/Schallert 2011: 126). Das *haben*-Perfekt kann bei transitiven Verben ohne ein realisiertes direktes Objekt vorkommen. Das zeugt davon, dass das Verb *haben* seine ursprüngliche Bedeutung als Vollverb 'besitzen' verloren haben musste und zum Hilfsverb wurde. Weiters fand die Ausdehnung der Konstruktion auf intransitive Verben statt. Auch all diese Prozesse galten bereits im Späalthochdeutschen als abgeschlossen (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 126-128). Das *haben*-Perfekt war in der Entstehungszeit

des „Kohlenbrenners“ im Alltagsgebrauch. Genauso wie beim Perfekt mit *sein* entsprechen die anzutreffenden Formen (s. Bsp. 19 und 20) im Großen und Ganzen der neuhochdeutschen Sprachperiode.

- (19) [...] aber uf ihren Troz haben wir an den negsten Ufer gelandet [...] (KB 2)
 (20) Es hat eine Zeit her hier wenig gegeben [...] (KB 6)

3.3.1.3. Präteritumschwund

Im Spätmittelhochdeutschen oder spätestens im Mittelhochdeutschen etablierten sich die grammatischen Konstruktionen aus *wesan/sîn* bzw. *habēn/eigan* + Partizip II zu periphrastischen Vergangenheitsformen. Noch bedeutsamer nahm das Perfekt an Bedeutung in frühneuhochdeutscher Sprachperiode zu, und zwar durch eine als „Präteritumschwund“ genannte Entwicklung. Der Gebrauch des synthetisch gebildeten Präteritums sank allmählich, wohingegen das analytische Perfekt immer häufiger verwendet wurde (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 129). Die Ergebnisse der Untersuchung von Solms (vgl. 1984: 311), im Zuge derer der Linguist die Formen des Präteritums und des Partizips II in vier Perioden des Bonner Frühneuhochdeutschenkorpus einteilte, weisen eindeutig auf den Rücktritt des Präteritums zugunsten des Perfekts hin, wobei zu vermerken ist, dass nicht alle belegten Partizipien II im Perfekt vorlagen, sondern beispielsweise auch als Attribute. Daher entsprechen die in der Tab. 1 präsentierten Zahlen nicht genau dem Verhältnis zwischen dem Präteritum und Perfekt. Es soll sich aber um ein annäherndes Ergebnis handeln.

	Präteritum	Partizip II
1350-1400	61 %	39 %
1450-1500	42 %	58 %
1550-1600	37 %	63 %
1650-1700	25 %	75 %

TAB. 1. HÄUFIGKEIT DES PRÄTERITUMS UND DES PARTIZIPS II IN VIER PERIODEN DES BONNER FRÜHNEUHOCHDEUTSCHENKORPUS (1350-1700). Nach SOLMS (1984: 311)

Der Rückgang des Präteritums kann nicht nur aus quantitativer Sicht betrachtet werden, man sollte auch eine qualitative Seite mitberücksichtigen.

Es scheinen vor allem gewisse Verben zu sein, bei denen das Präteritum schwindet, bei anderen erhält es sich vergleichsweise gut. Dazu kommt ein regionaler Aspekt: In bestimmten Regionen ist der Schwund des Präteritums nachhaltiger als in anderen (Fleischer/Schallert 2011: 129).

Bis heute existieren zahlreiche Dialekte, in welchen das Präteritum vollständig verschwunden ist. Das Areal, in dem das Perfekt als Vergangenheitstempus bevorzugt wird, lässt sich u.a. durch die Karten des „Sprachatlasses des Deutschen Reichs“ von Georg Wenker oder des „Deutschen Sprachatlasses“ darstellen. Am Beispiel des Verbs *kommen* (Karte: *kam*, Nr. 474)

kann man beobachten, dass sich das Gebiet südlich des Mains durch den Präteritumschwund und somit die periphrastische Konstruktion *Er ist gekommen* charakterisiert. Oberhalb dieses Areals dominiert das morphologisch gebildete Präteritum *Ich kam* mit all dessen Varianten. Da hauptsächlich die oberdeutschen Dialekte vom Präteritumschwund betroffen sind, spricht man oft vom „oberdeutschen Präteritumschwund“ (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 129-130).

„Der durchlauchtige Kohlenbrenner“ soll von Schüler im bairischen Wien verfasst worden sein. Das ehemalige Zentrum des Heiligen Römischen Reichs gehört ebenfalls zur Region, in der das Perfekt anstatt des Präteritums verwendet wird. Weißenfels, also die Ortschaft, aus der Schüler stammt, befindet sich allerdings im mitteldeutschen Sprachraum (nahe von Leipzig), für den die Benützung synthetischer Präteritumsformen als üblich gilt. Im Wenker-Atlas (vgl. „Sprachatlas des Deutschen Reichs“, Karte: *kam*, Nr. 474) wird diesem Gebiet die weit verbreitete, heutzutage standardisierte Form *kam* zugewiesen. Bemerkenswert ist ansonsten die Nähe der Heimatstadt Schülers zum Gebiet, in dem der Präteritumschwund herrscht. Der Autor des behandelten Theaterstücks müsste demnach erheblichen Kontakt mit dem Perfekt gehabt haben.

Die Sprache Schülers scheint auf jeden Fall sehr stark vom Präteritumschwund geprägt zu sein, was sowohl zeitliche (frühneuhochdeutsche Epoche) als auch regionale (Verfassungsort und Zielpublikum: oberdeutscher Sprachraum) Gründe haben kann. Im „Kohlenbrenner“ gibt es insgesamt 310 Belege für vergangenheitsbezogene Tempusformen (s. Tab. 2). Die meisten von ihnen sind periphrastische Perfekt-Konstruktionen, welche 71,0 % aller verbalen Vergangenheitsformen ausmachen. Diese Daten stimmen im Großen und Ganzen mit den bereits dargestellten Ergebnissen von Solms überein (vgl. 1984: 311). In Schülers Theaterstück enthält das Perfekt nicht immer ein Auxiliar. Anhand des Kontextes wie auch morphosyntaktischer Eigenschaften kann allerdings eindeutig festgestellt werden, dass es sich dabei um Tempuskonstruktionen und nicht beispielsweise attributiv verwendete Partizipien II handelt. Auf Basis der Zahlen ist offensichtlich, dass das Präteritum nur beschränkt, zu 26,1 %, gebraucht wird. Kaum zu finden sind Formen des Plusquamperfekts (2,9 %), das zwar periphrastisch gebildet wird, aber zugleich über ein präteritales Hilfsverb (*hatte* bzw. *war* für die 1. und 3. Pers. Sing. Ind.) verfügt.

Perfekt		Präteritum	Plusquamperf.
+ Auxiliar	- Auxiliar		
124	96		
insgesamt 220		81	9
71,0 %		26,1 %	2,9 %

TAB. 2. HÄUFIGKEIT VON VERGANGENHEITSBEZOGENEN TEMPUSFORMEN IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“(1670)

Es lässt sich beobachten, dass das Präteritum im „Kohlenbrenner“ meistens als ein –nicht selten „auflockerndes“– Erzähltempus auftritt, und zwar bei einer großen Anhäufung von Prädikaten innerhalb einer Phrase wie in (21).

- (21) Gnedigste Königin, der König, welcher noch halb lebendig in Blut wallete, sprach den Kohler ‹freundlich› zu, preiete seine Tapferkeit, und verfluchte sich selbst wegen seines gottlosen Widerstands: Er segnete ihm in seinen letzten Zügen, wünschte-Apokope ihm viel Glück zu seiner Frau und Cron mit so anmutigen Geberden [...] (KB 29)

Der obige Beleg (21) beinhaltet die apokopierte Präteritalform *wünscht*. Die Apokope von auslautendem [ə] bei der 3. Pers. Prät., die im „Kohlenbrenner“ jedoch nicht allzu häufig vorkommt, könnte laut älterer linguistischer Arbeiten die Ursache für den Präteritumschwund sein (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 132). Bei den sogenannten „schwachen“ Verben, also denjenigen, die sowohl ihr Präteritum als auch Partizip II mittels des Suffixes *-t* bilden (*wünscht* – *wünschte* – *gewünscht*), fielen wegen der Apokope die Verbalformen der 3. Pers. Sing. Ind. Präs. und Prät. zusammen und konnten somit nicht mehr voneinander differenziert werden (*wünscht* – *wünscht*), was eine Verunsicherung bezüglich des Präsens und des Präteritum zur Folge hatte.

Die These, dass der Rückgang des Präteritums durch die Apokope verursacht wurde, kann jedoch nicht mehr als aktuell bzw. geltend bezeichnet werden.

Gegenargument ist der Hinweis, dass homonyme (und damit eigentlich ‚funktionsuntaugliche‘) Präteritalformen in den Quellen nicht häufiger durch Perfektformen ersetzt werden als Präteritalformen, die vom Präsens unterschieden sind (Fleischer/Schallert 2011: 132).

Bei dieser Veränderung innerhalb des Tepussystems dürften mehrere Aspekte einen Einfluss ausgeübt haben.

Für den Präteritum-Gebrauch im „Kohlenbrenner“ scheint es ansonsten von Bedeutung zu sein, welcher Protagonist gerade spricht. Die präteritalen Konstruktionen sind bei einigen Personen gar nicht anzutreffen, sie tauchen an und für sich ausschließlich bei sieben von vierzehn ProtagonistInnen in regulären Abständen auf, meistens wenn diese von ihren Erlebnissen emotional berichten. Hierbei ist noch darauf hinzuweisen, dass sich ebenfalls die Textsorte, Theaterstück, auf die Auswahl der Vergangenheitstempora auswirken kann. Der für die Bühnenaufführung geschriebene Dramentext weist zahlreiche Gemeinsamkeiten mit der gesprochenen Alltagssprache auf, in der ebenfalls im vom Präteritumschwund nicht betroffenen Sprachraum das Perfekt bevorzugt wird.

Die bereits kurz angesprochene „Präteritalgrenze“ verläuft bei verschiedenen Verben unterschiedlich, daher ist es durchaus möglich, dass sich

für andere Verben als *kommen*, das hier als Beispiel dient, etwas unterschiedliche Grafiken ergeben könnten. Trotz alledem ist zu unterstreichen, dass die Präteritalgrenzen jeweils parallel und in einer klaren arealen Nord-Süd-Anordnung verlaufen. Zudem ist es für manche Dialekte, die den Präteritumschwund nicht vollständig durchführten, kennzeichnend, dass sie über Präteritalformen der hochfrequenten Verben verfügen. Das könnte auch der Grund für das Vorhandensein von einigen synthetischen Konstruktionen im „Kohlenbrenner“ sein. Zu den häufigsten Verben, die das Präteritum in Schülers Werk aufweisen, zählen *sein* (*ich war*), *sagen* (*ich sagte*), *sehen* (*ich sahe*), *sprechen* (*ich sprach*), *wissen* (*ich wusste*) und vor allem die Modalverben *wollen* (*ich wolte*) und *können* (*ich kunte*).

3.3.2. werden-Passiv

Seit althochdeutscher Zeit besitzt die deutsche Sprache kein synthetisch gebildetes Passiv mehr, deswegen ist hier von einer Periphrase innerhalb des Genus verbi zu sprechen. Anders wars noch im Gotischen, der ältesten belegten germanischen Sprache, das über synthetische Passivformen, hauptsächlich im Präsens, aber auch vereinzelt im Präteritum, verfügte. Das synthetisch konstruierte Passiv wurde im Laufe der Sprachgeschichte des Deutschen durch periphrastische Formen ersetzt. Für die Gegenwartssprache wird meist zwischen zwei Arten von Passiv differenziert, und zwar dem Vorgangspassiv, auch *werden-Passiv* (*Die Prüfung wurde bestanden*) bezeichnet, und dem *sein-Passiv*, anders Zustandspassiv (*Die Prüfung ist bestanden*) genannt. Wie bereits kurz erwähnt, ist es umstritten, ob die *sein*-Fügung des Neuhochdeutschen wirklich als eine passive Konstruktion zu interpretieren gilt. Das sogenannte Zustandspassiv sollte sich nämlich nicht vom prädikativen Adjektiv unterscheiden. Sowohl das *sein*- als auch *werden*-Passiv kristallisierten sich aus prädikativen Konstruktionen heraus, in welchen sich das Partizip II ursprünglich wie ein prädikatives Adjektiv auf das Subjekt bezog (*Sie ist/wird eine Inskribierte*; vgl. Fleischer/Schallert 2011: 133-134).

Beide Fügungen sind zahlreich in althochdeutschen Schriften belegt. Das *sein*-Passiv scheint jedoch in der Geschichte der deutschen Sprache zurückzugehen, während der Gebrauch des *werden*-Passivs proportional ansteigt. Dies stellt die Tab. 3 dar. Während das *sein*-Passiv noch im Althochdeutschen fast zwei Drittel aller Belege ausmacht, beträgt es im Frühneuhochdeutschen um rund ein Drittel weniger. Das Neuhochdeutsche scheint noch stärker durch das Vorgangspassiv dominiert zu sein, das beinahe dreimal häufiger als das sogenannte Zustandspassiv in den Texten auftritt.

	<i>sein</i> -Passiv	<i>werden</i> -Passiv	<i>werden</i> -Passiv (%)
Tatian (9. Jh.)	270	170	38,6 %
Parzival (13. Jh.)	738	606	45,1 %
Ausg. Konf. von 1530 (16. Jh.)	71	135	65,5 %
Texte 1950er/60er Jahre (20. Jh.)	3 684	10 402	73,9 %

TAB. 3. HÄUFIGKEIT DES SEIN- UND WERDEN-PASSIVS IM LAUFE DER DER DEUTSCHEN SPRACHGESCHICHTE. Nach Fleischer/Schallert (2011: 134)

Die Daten bestätigt Schülers Theaterstück aus dem 17. Jh. (s. Tab. 4). Im „Kohlenbrenner“ können insgesamt 60 Passivkonstruktionen belegt werden, davon 43 *werden*-Periphrasen und 17 *sein*-Umschreibungen.

	<i>sein</i> -Passiv	<i>werden</i> -Passiv	<i>werden</i> -Passiv (%)
Kohlenbrenner (17. Jh.)	17	43	71,7 %

TAB. 4. TAB. 4: HÄUFIGKEIT DES SEIN- UND WERDEN-PASSIVS IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“ (1670)

Im Gegensatz zu Perfekt-Periphrasen kommt beim Passiv im Text immer ein Auxiliar vor. Der Autor ist in Hinblick auf dieses Kriterium recht konsequent, und zwar sowohl beim Vorgangs- (s. Bsp. 22 und 23) als auch Zustandspassiv (s. Bsp. 24 und 25).

- (22) Ich mögte erkannt werden [...] (KB 7)
- (23) Wer für die Unschuld spricht, wirdt von den Göttern gestärckt [...] (KB 11)
- (24) [...] war ich durch Cupidinis Macht gewafnet genugsam gewest [...] (KB 2)
- (25) [...] die Wache an allen Orten ist gar wohl bestellet [...] (KB 25)

3.3.3. werden-Futur

Die temporale Kategorie „Futur“ gab es im Althochdeutschen noch nicht. Im Mittelhochdeutschen wurde das zukünftige Geschehen in der Regel mithilfe von einfachen Präsensformen geäußert, manchmal verwendete man dazu die auf die Zukunft hinweisenden Beiwörter wie Temporaladverbiale. Daneben war eine periphrastische Konstruktion Modalverb (*sollen, wollen, müssen*) + Infinitiv üblich. Im Laufe der frühneuhochdeutschen Epoche nahm aber der Gebrauch der Umschreibung durch Modalverben eindeutig ab (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 137-139). Nach dem 14. Jh. wurde die seit dem Althochdeutschen existierende Konstruktion *er wirt/wart dienende*, in der das Verb *werden* die normale ingressive Bedeutung hatte und welcher eine als Progressivumschreibung fungierte Konstruktion *wesen/sîn* + Partizip Präsens (*er ist/was dienende*) entsprach, stufenweise durch das Gefüge von futurischem Charakter *werden* + Infinitiv verdrängt und nahm die Form *er wirt/wart dienen* an (vgl. Fabricius-Hansen 2000: 85). Kurz vor dem Übergang zum Neuhochdeutschen im 16. Jh. kam es zur Etablierung und in nächsten Jahrzehnten zur Festigung des *werden*-Futurs (vgl. Ernst 2006: 155). Laut einer Untersuchung stieg der Gebrauch des *werden*-Futurs innerhalb von 200 Jahren (14.–16. Jh.) um mehr als 60 % (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 139), wodurch auch

der relativ häufige Einsatz von *werden* + Infinitiv im „Kohlenbrenner“ (s. Bsp. 26 und 27) erklärt werden kann. Beim *werden*-Futur ist schwer von regionaler Zugehörigkeit zu sprechen. Das mithilfe vom Auxiliar *werden* und dem Infinitiv gebildete Futur ist als eine der Komponenten der Standardisierung von deutscher Sprache anzusehen, welche sich in Grammatiken des 17. und 18. Jh. nach Luthers Beispiel durchsetzte (vgl. Schirmunski 2010: 645; [Erstersch. auf Russ. 1956, Erstersch. auf Dt. 1961]). Die *werden*-Periphrase gilt ebenfalls als typisch für die deutsche Gegenwartssprache.

- (26) [...] aber der König wirdt es gebrauchen [...] (KB 8)
 (27) [...] daß ich dich zu Hoff von deinen Dienst vertreiben werde (KB 9)

Im Text sind allerdings auch Einzelbelege für den Ausdruck des Futurs in Form von Umschreibung durch Modalverben zu finden. Dieser Typus der Futurbildung ist laut Schirmunski (vgl. 2010: 645) kennzeichnend für niederdeutsche Dialekte. Da jedoch die Dialektgrenze zwischen dem mitteldeutschen und niederdeutschen Raum nicht weit von Weißenfels verläuft und daher der intralinguale Sprachkontakt in dieser Region nicht ausgeschlossen werden darf, ist das Eindringen des modalen Futurs in die Sprache Schülers durchaus verständlich. Bewiesen werden können die Futurformen mit *sollen* (häufiger; s. Bsp. 28 und 29) und *wollen* (seltener; s. Bsp. 30). Diese treten sowohl in parataktisch als auch hypotaktisch konstruierten Phrasen auf, wobei sie tendenziell in Hauptsätzen vorkommen. Im Gegensatz zur *werden*-Umschreibung spielt das modal gebildete Futur nur eine marginale Rolle.

- (28) [...] dann der König soll wie man sagt mit seiner ganzen Hoffstatt zu jagen anhero kommen (KB 5)
 (29) Weil morgen die Princeßin Elysa zu Eüch kommen soll [...] (KB 6)
 (30) [...] dann die Princeßin Elysa will sich unter der Iagdt darein erlustigen (KB 6)

3.3.4. *würde*-Periphrase

Eine Periphrase im Bereich des Modus ist die sogenannte *würde*-Umschreibung. Diese besteht aus dem Konjunktiv Präteritum von *werden* (*würde*) und dem Infinitiv. Das *würde*-Gefüge übernimmt in der im Zuge eines langen und komplexen Prozesses vereinten und standardisierten Sprache des Neuhochdeutschen unterschiedliche Funktionen. Besonders häufig tritt die analytische *würde*-Form als Ersatz für beinahe alle konjunktivischen Formen, den Konjunktiv Präsens, also den synthetisch gebildeten Konjunktiv I (*Die Studentin bestehe die Prüfung*), Konjunktiv Präteritum, also den synthetisch gebildeten Konjunktiv II (*Die Studentin bestände/bestünde die Prüfung*) und den analytischen Konjunktiv Futur I/II (*Die Studentin werde die Prüfung bestehen* bzw. *Die Studentin werde die Prüfung bestanden haben*) auf. Meistens wird die *würde*-Periphrase verwendet, wenn die Formen des Konjunktivs II mit den

indikativischen zusammenfallen (sowohl Konj. II als auch Ind. Prät.: *Die Studentin legte die Prüfung ab*, daher die *würde*-Form zur Differenzierung: *Die Studentin würde die Prüfung ablegen*) wie auch wenn ihre Funktionen durch andere Sprachkomponenten nicht ausgedrückt werden können (vgl. Helbig/Buscha 2001: 172).

Zudem wird das *würde*-Gefüge gewählt, falls die uneingeleitete indirekte Rede (mit Konj. Präs.) unmarkiert bleibt und der direkten Rede (mit Ind. Präs.) gleich ist (vgl. Helbig/Buscha 2001: 172). Die *würde*-Konstruktion wird auch vorgezogen,

wenn ein Konditionalsatz als Ausdruck einer potenziellen Bedingung in der Vergangenheit (mit Ind[-.] Prät[.]) oder als Ausdruck einer hypothetischen Bedingung in der Gegenwart (mit Konj[-.] Prät[.]) interpretierbar ist (Helbig/Buscha 2001: 172).

Oft dient die *würde*-Form als Ersatz für die veralteten oder nur gehobenen Formen des Konjunktivs Präteritum wie z.B. *würfe*, *hülfe*, *nennte*, *stünde* und *stürbe* (vgl. Helbig/Buscha 2001: 172).

Die Geschichte der *würde*-Umschreibung reicht bis ins Mittelalter zurück und ist eng mit der im letzten Unterkapitel angesprochenen Entwicklung des Verbs *werden* verbunden. Eine enorme Rolle für die *würde*-Umschreibung spielte die frühneuhochdeutsche Zeit, also der Zeitraum, zu dessen Ende das in der vorliegenden Arbeit behandelte Theaterstück Schülers entstand. Die *werden*-Periphrase, die einen futurischen Charakter hatte, wurde immer stärker durch die prognostische Funktion geprägt, „[...] die in der Konstruktion *würde* + Infinitiv als ‚Vorstellung‘ oder ‚Hypothese‘ in den Vordergrund tritt“ (Smirnova 2007: 23). Noch in frühneuhochdeutscher Epoche etablierte sich die *würde*-Konstruktion als Marker einer konditionalen Relation und entwickelte sich anschließend zum Konjunktiv II-Grammem.

Nach Elspaß (vgl. 2005: 244-246) dehnte sich die *würde*-Konstruktion jedoch erst in neuhochdeutscher Zeit über das ganze deutsche Sprachgebiet aus. Nach 1800 nahm sie als Ersatzkonjunktiv immer mehr an Bedeutung zu. Einen Einfluss darauf übten das Prinzip der deutlichsten konjunktivischen Markierung, Vereinfachung des Konjunktivs und die sprachliche Ökonomie aus. Die Zeit des Frühneuhochdeutschen war sehr wichtig für die Herauskristallisierung der *würde*-Periphrase; zu einer Festigung im alltäglichen Sprachgebrauch und arealer Verbreitung kam es aber erst infolge der Standardisierung, daher sollte es nicht allzu sehr verwundern, dass das *würde*-Gefüge im 1670 verfassten „Kohlenbrenner“ nicht so häufig auftritt. Die *würde*-Periphrase sollte dem Autor bereits bekannt sein, Schüler scheint jedoch noch nicht ganz mit der vor kurzem entstandenen periphrastischen Konstruktion (7,0 %) vertraut zu sein und wählt daher meistens die synthetischen Formen des Konjunktivs Präteritum (80,3 %), was die untere Tab. 5 schildert. Des Weiteren ist der synthetische Konjunktiv charakteristisch für ostmitteldeutsche Dialekte,

wo das einfache Präteritum erhalten geblieben ist, und der Optativ [Konjunktiv] von den starken Verben mit Hilfe des Umlautes gebildet wird, der als deutliches Kennzeichen der Modalform teilweise auch auf die schwachen Verben [...] übergreifen hat (Schirmunski 2010: 581).

Trotz alldem ist es erstaunlich, dass im „Kohlenbrenner“ kaum Belege für den periphrastischen *täte*-Konjunktiv, der unter anderem im Bairischen als unauflösbarer Bestandteil des Konjugationssystems fungiert, anzutreffen sind. Dieser Typus der Konjunktivbildung scheint jedoch den SprecherInnen des Ostthüringischen ganz unbekannt zu sein, was die Ergebnisse des Projekts zur deutschen Alltagssprache bestätigen (vgl. Elspaß/Möller 2003ff.).

Konj. Präteritum		Konj. Plusquampf.	würde-Periphrase
Nicht-Modalverben	Modalverben		
20	37		
insgesamt 57		9	5
80,3 %		12,7 %	7,0 %

TAB. 5. HÄUFIGKEIT VON FORMEN DES KONJUNKTIVS II IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“ (1670)

Einen großen Anteil des Konjunktivs Präteritums machen die Modalverben *sollen* (*solte*; 18-mal), *wollen* (*wolte*; neunmal), *mögen* (*mögte*; siebenmal) und *können* (*könte*; dreimal) aus. Bei den Nicht-Modalverben, die den Konjunktiv Präteritum synthetisch bilden, handelt es sich ausschließlich um starke Verben, vorwiegend das hochfrequente *sein* (*were*; siebenmal) und *haben* (*hette*; fünfmal). Nur vereinzelt können synthetische Konjunktiv-Formen von *anziehen* (*anzöge*), *aufhalten* (*ufhalte*), *begeben* (*begebe*), *beginnen* (*begünzte*), *gedenken* (*gedächte*), *gehen* (*ginge*), *kommen* (*kähme*), *seße* (*sitzen*) belegt werden. Alle fünf *würde*-Umschreibungen, die im analysierten Theaterstück vorhanden sind, werden in (31)–(35) präsentiert.

- (31) [...] und ob wir sie schon schuldigermaßen strafen, so würde doch die natürliche Liebe ihren Bruder, dem König von Arragonien zur Wiederrache ansetzen (KB 11)
- (32) Ich weiß du würdest alß ein danckbares und mitleidenß Herz dich meiner erbarmen und von Herzen mich willkommen heißen (KB 15)
- (33) [...] was vor Freüden würde Sidonius genießen? (KB 24)
- (34) [...] solt ich mich aber zu erkennen geben, so würde sie gewieß ihr Wort zurucknehmen [...] (KB 24)
- (35) [...] was für eine Schandte würde es sein [...] (KB 28)

Nur zwei von sechs Verben, die in obigen Beispielen auftreten, nämlich *ansetzen* (s. Bsp. 31) und *erbarmen* (s. Bsp. 32), sind schwach und fallen, aus gegenwartssprachlicher Sicht, in der 3. Pers. Sing. Ind. Prät. und Konj. Prät. zusammen. Synthetische Konjunktiv-Formen der übrigen Verben unterscheiden sich von ihren indikativischen Entsprechungen. Es mag erstaunen, dass der Gebrauch der *würde*-Periphrase bei *sein* vorkommen kann (s. Bsp. 35). Das *würde*-Gefüge in Verbindung mit dem Infinitiv *sein* ist zwar grammatikalisch

korrekt, wird aber sehr selten verwendet, genauso wie bei *haben* und den Modalverben (vgl. Helbig/Buscha 2001: 172). Was die Funktionalität anbelangt, gebraucht Schüler die *würde*-Periphrase in (32), (33), (35) zum Ausdruck der zukunftsbezogenen Potenzialität, Hypothese bzw. Prognose, wohingegen in (31) und (34) ein konditional-relationaler Aspekt im Vordergrund steht.

Es findet sich kein Beleg in dem die *würde*-Periphrase als Alternative für den Konjunktiv Plusquamperfekt (12,7 % aller konjunktivischen Belege) eingesetzt wird. Obwohl die Konstruktion, außer vielleicht im oberdeutschen Sprachraum aufgrund des Präteritumschwunds und des damit verbundenen Verzichts auf ein präteritales Hilfsverb, nicht allzu häufig verwendet wird, gibt das Tempus-Modus-System die Möglichkeit, einen vergangenheitsbezogenen konjunktivischen Gedanken wie in (36) anders auszudrücken, und zwar mithilfe von *würde* + Partizip II + Auxiliar *haben* oder *sein* (*Würde der Student zur Prüfung gekommen sein, würde er sie bestanden haben* anstelle von *Wäre der Student zur Prüfung gekommen, hätte er sie bestanden*). Beim Irrealis in Bezug auf die Vergangenheit wird somit die für den Herkunftsort Schülers typische Art und Weise der Konjunktivbildung angewendet, was von einer positiver Selektion für Deutsch des protestantischen Nordens und nicht jenes des katholischen Südens zeugt.

- (36) [...] Prinz last Eüch nit abweißen, weil Ihr ein Prinz seit, aber alß ein Kaufmann hettet Ihr fallirt (KB 31)

3.4. Verbstellung

Im Bereich der Verbstellung ist eine Vielzahl an sprachgeschichtlichen Entwicklungen beobachtbar. Die deutsche Sprache charakterisiert sich dadurch, dass es markante Unterschiede zwischen der Verbstellung im Haupt- und Nebensatz gibt. Als grundlegendes Beschreibungsinstrumentarium für die Verbstellung im Deutschen gilt das sogenannte „Verbalklammer- oder Satzklammermodell“, das hier anhand des Neuhochdeutschen dargestellt wird. Nach dem Satzklammermodell ist die Stellung des Verbs bzw. den verbalen Elementen ausschlaggebend für die Wortstellung des Deutschen. Das Verb bildet einen Ausgangspunkt für andere Teile des Satzes, die abhängig von ihm eine Position im Satz einnehmen (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 147).

Man spricht bei den verbalen Teilen von der „Satzklammer“ (oder auch von der Verbalklammer“) und entsprechend vom „Satzklammermodell“. Die sich um die verbalen Elemente, d.h. die Satzklammer, gruppierenden Teile werden dagegen als „Felder“ bezeichnet. Die alternative Bezeichnung „Feldermodell“ leitet sich hiervon ab. „Satzklammermodell“ und „Feldermodell“ bezeichnen als das Gleiche, doch werden mit dem Begriff „Satzklammermodell“ die verbalen Teile des Satzes betont, mit dem Begriff „Feldermodell“ dagegen alle übrigen (Fleischer/Schallert 2011: 147).

Die unterschiedlichen Felder und Klammern, die für das Modell mitberücksichtigt werden, stellt die Abb. 1 dar.

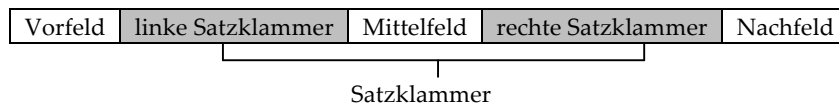


ABB. 1: SATZKLAMMERMODELL UND DESSEN BESTANDTEILE

Im Neuhochdeutschen steht das finite Verb in der linken Satzklammer. Setzt sich die Verbform aus mehreren Teilen zusammen, besetzen die anderen Verbteile die rechte Satzklammer. Das betrifft auf der einen Seite die periphrastischen Konstruktionen (*Die Studentin hat die Prüfung gut bestanden* oder *Der Student würde die Prüfung bestehen*) und auf der anderen Seite die trennbaren Verben (*ablegen – Der Student legt eine Prüfung ab* anstatt **Der Student ablegt eine Prüfung*). Während in der rechten Satzklammer unterschiedliche Verbformen stehen können, kann die linke Satzklammer nur durch das flektierte Verb besetzt werden.

Was die Besetzung der Felder anbelangt, gibt es in einem Fall Einschränkungen. Das Vorfeld des neuhochdeutschen Satzes kann im Prinzip ausschließlich von einem Satzglied gefüllt werden, diesem folgt das flektierte Verb. Gerade die Zweitstellung gehört zu den bedeutendsten Eigenschaften des Deutschen im Bereich der Syntax. Im Gegensatz zum Vorfeld können im Mittelfeld des deutschen Satzes beliebig viele Satzglieder vorkommen. Das neuhochdeutsche Nachfeld scheint anders als übrige Bestandteile des Feldermodells, zumindest in der Schriftsprache, nicht so oft besetzt zu werden. Seine Besetzung ist mit stilistischen Maßnahmen verbunden, die vor allem in der gesprochenen Sprache bzw. in bestimmten Textsorten ergriffen werden. Besonders häufig ist das bei Präpositionalobjekten der Fall. Das Nachfeld wird zudem fakultativ durch Nebensätze und Infinitivkonstruktionen gefüllt (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 148). Die untere Tab. 6 **¡Error! No se encuentra el origen de la referencia.**erläutert am Beispiel von deklarativen Hauptsätzen, wie diese im Zuge des Verbklammermodells einer Analyse unterzogen werden.

Vorfeld	l. Satzkl.	Mittelfeld	r. Satzkl.	Nachfeld
<i>Der Student</i>	<i>schreibt</i>	<i>eine Seminararbeit.</i>	-	-
<i>Der Student</i>	<i>wird</i>	<i>eine Seminararbeit</i>	<i>schreiben.</i>	-
<i>Der Student</i>	<i>wird</i>	-	<i>schreiben.</i>	-
<i>Eine Seminararbeit</i>	<i>wird</i>	<i>der Student</i>	<i>geschrieben haben.</i>	-
<i>Der Student</i>	<i>hat</i>	<i>viel Interessantes</i>	<i>geschrieben</i>	<i>über dieses Phänomen.</i>
<i>Der Student</i>	<i>fertigt</i>	<i>eine Seminararbeit</i>	<i>an.</i>	-
<i>Der Student</i>	<i>fertigt</i>	-	<i>an.</i>	-
<i>Eine Seminararbeit</i>	<i>wird</i>	<i>der Student morgen</i>	<i>angefertigt haben.</i>	-
<i>Eine Seminararbeit</i>	<i>wird</i>	<i>der Student morgen</i>	<i>angefertigt haben,</i>	<i>obwohl er krank ist.</i>

TAB. 6. NEUHOCHDEUTSCHE DEKLARATIVE SÄTZE IM SATZKLAMMERMODELL

Kennzeichnend für die neuhochdeutsche Zeit und den Satzbau ist, dass nur eine Konstituente das Vorfeld füllt. In vielen Fällen handelt es sich um das

Subjekt, es ist allerdings kein Muss. Wie man der obigen Tab. 6 entnehmen kann, ist es möglich, dass das Vorfeld durch andere Satzglieder besetzt wird und das Subjekt somit ins Mittelfeld rückt. Das Vorfeld wird in neuhochdeutschen Sätzen jedoch nicht immer gefüllt. Als eine systematische Ausnahme können Entscheidungsfragen, Imperativsätze bzw. Exklamativsätze angesehen werden wie in der Tab. 7 demonstriert (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 149).

Vorfeld	l. Satzkl.	Mittelfeld	r. Satzkl.	Nachfeld
-	<i>Schreibst</i>	<i>du eine Seminararbeit?</i>	-	-
-	<i>Hast</i>	<i>du eine Seminararbeit</i>	<i>geschrieben?</i>	-
-	<i>Hast</i>	<i>du in deiner Seminararbeit</i>	<i>geschrieben,</i>	<i>dass es wichtig war?</i>
-	<i>Schreib</i>	<i>deine Seminararbeit!</i>	-	-
-	<i>Fertige</i>	<i>deine Seminararbeit</i>	<i>an!</i>	-
-	<i>Würdest</i>	<i>du doch deine Seminararbeit</i>	<i>anfertigen!</i>	-

TAB. 7. NEUHOCHDEUTSCHE ENTSCHEIDUNGSFRAGE-, IMPERATIV- UND EXKLAMATIVSÄTZE IM SATZKLAMMERMODELL

Das Vorfeld kann in bestimmten, sehr beschränkten Fällen auch in deklarativen Hauptsätzen fehlen. Beispielsweise Witze beginnen oft erst mit der linken Satzklammer (*Kommt ein Skelett in eine Bar und sagt: „Eine Milch und einen Putzlappen bitte“*; vgl. Fleischer/Schallert 2011: 153).

Nebensätze können ebenfalls mithilfe des Feldermodells analysiert werden. Sollte der Nebensatz mit einer Konjunktion beginnen, also eingeleitet sein (*Ich habe gesehen, dass der Student eine Seminararbeit schreibt*), hat diese in der linken Satzklammer ihre Position, sodass das Vorfeld unbesetzt bleibt.

Da im Nebensatz bei der Klammerbildung teilweise andere Elemente betroffen sind als im Hauptsatz, wird manchmal spezifisch von der ‚Nebensatzklammer‘ gesprochen (Fleischer/Schallert 2011: 149).

Alle Verbteile des eingeleiteten Nebensatzes, also sowohl finite als auch infinite Verben, befinden sich in der rechten Satzklammer, denn die linke Satzklammer wird durch eine andere Konstituente als Verb gefüllt. Bei uneingeleiteten Nebensätzen (Verberstnebensatz: *[[\emptyset] Schreibt der Student eine Seminararbeit/]*, *trifft er sich nicht mit den Freunden* oder Verbzweitnebensatz: *Sie sagte mir, [[\emptyset] der Student schreibe eine Seminararbeit/]*) besetzt das finite Verb die linke Satzklammer, die übrigen verbalen Teile, falls vorhanden, befinden sich dafür in der rechten Satzklammer. Beim uneingeleiteten Verbzweitnebensatz wird ebenfalls das Vorfeld gefüllt. Die Analyse der Nebensätze nach dem Feldermodell stellt die. 8 dar.

Vorfeld	l. Satzkl.	Mittelfeld	r. Satzkl.	Nachfeld
-	<i>dass</i>	<i>der Student eine Seminararbeit</i>	<i>schreibt.</i>	-
-	<i>dass</i>	<i>der Student eine Seminararbeit</i>	<i>schreiben wird.</i>	-
-	<i>weil</i>	<i>der Student eine Seminararbeit</i>	<i>schreiben musst.</i>	-
-	<i>obwohl</i>	<i>der Student</i>	<i>vorhat,</i>	<i>zu schreiben.</i>
-	<i>Schreibt</i>	<i>der Student eine Seminararbeit,</i>	-	-
-	<i>Hätte</i>	<i>der Student eine Seminararbeit</i>	<i>geschrieben,</i>	-
-	<i>Sollte</i>	<i>der Student eine Seminararbeit</i>	<i>schreiben,</i>	-
-	<i>Plant</i>	<i>der Student</i>	-	<i>zu schreiben.</i>
-	<i>Sollte</i>	<i>der Student längst</i>	<i>planen</i>	<i>zu schreiben.</i>
<i>der Student</i>	<i>schreibe</i>	<i>eine Seminararbeit.</i>	-	-
<i>der Student</i>	<i>fertigt</i>	<i>seine Seminararbeit</i>	<i>an.</i>	-
<i>der Student</i>	<i>würde</i>	<i>eine Seminararbeit</i>	<i>schreiben.</i>	-
<i>der Student</i>	<i>hätte</i>	<i>eine Seminararbeit</i>	<i>geschrieben.</i>	-
<i>der Student</i>	<i>hat</i>	-	<i>vor,</i>	<i>zu schreiben.</i>
<i>der Student</i>	<i>hätte</i>	<i>längst</i>	<i>vor,</i>	<i>zu schreiben.</i>

TAB. 8. NEUHOCHDEUTSCHE NEBENSÄTZE IM SATZKLAMMERMODELL

Der Aspekt der Satzklammerung mag in der frühen Phase des Neuhochdeutschen an Relevanz und Komplexität gewinnen. Tatsächlich liegt dies jedoch an deutschen TheoretikerInnen der Wende zum 18. Jh. Obgleich sich Deutsch nach wie vor durch seine Flexibilität bzgl. des Satzbaus auszeichnete, wurde es von diesen als etwas Starres angesehen. Die Flexibilität blieb immer in der gesprochenen Sprache erhalten; in die Schriftsprache dringt sie aber erst erneut ab der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ein.

Eichinger (vgl. 1995: 311) hält die Dehnbarkeit für das Hauptkriterium der Klammergrammatikalisierung. In Bezug auf die Zeit vor dem Beginn des 18. Jh. kann lediglich von der zunehmenden Distanzstellung zweier zueinander gehöriger Verbalelemente gesprochen werden. Als Sprachprozesse, die zur Grammatikalisierung der Klammer beitrugen, sind folgende zu nennen:

die schon seit althochdeutscher Zeit beobachtete Zunahme der Zweitstellung des Finitums im Aussagehauptsatz und der Später- und Endstellung des Finitums im Nebensatz, dann der Ausbau der analytischen Tempora bzw. verwandter modaler Periphrasen (Futur), der verschiedenen Passiv-Formen, dann auch der sogenannte Rückgang des Genitivs oder [...] Ausbau des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs (Eichinger 1995: 312).

Als Schüler den Kohlenbrenner schrieb, befand sich die Verbklammer in ihrer letzten Entwicklungsphase. Das Frühneuhochdeutsche kennzeichnet sich dadurch, dass zwar noch keine feststehenden syntaktischen Normen herrschen, die Sprache aber in Richtung der Klammerbildung tendiert und die verbalen Teile bei zunehmender Satzkomplexität immer weiter voneinander entfernt werden. Für die frühneuhochdeutsche Zeit lassen sich „prinzipiell drei Konstruktionstypen feststellen: ohne Rahmen, d.h. Kontaktstellung aller Verbeile, mit vollständigem Rahmen und mit unvollständigem Rahmen, d.h. also mit Ausklammerung bestimmter Konstituenten“ (Thurmair 1991: 176).

3.4.1. Stellung des finiten Verbs in deklarativen Hauptsätzen

Für den „Kohlebrenner“ sind alle Typen der Verbstellung im deklarativen Hauptsatz belegbar, und zwar Verbzweit-, Verberst- und Verbspäterstellung. Diese werden anhand der Beispiele in den darauffolgenden Unterkapiteln erläutert.

3.4.1.1. Verbzweitstellung

In deklarativen Sätzen des Neuhochdeutschen steht das finite Verb jeweils an der zweiten Stelle. Diese Erscheinung ist allerdings bereits für das Althochdeutsche belegbar. Schon damals durfte die Verbzweitstellung weit verbreitet gewesen sein, sodass sie sich im Sprachgebrauch festigen und bis heute stabil erhalten konnte (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 151-152). In Schülers „Kohlenbrenner“ wird die Verbzweitstellung in deklarativen Sätzen unabhängig vom Tempus-Modus- bzw. Genus-verbi-System umgesetzt und tritt in allen Kontexten auf (s. Bsp. 37-40).

- (37) Der brausendte Winden[-] und der sausente Wellengott, haben sich genug wieder mich empöret [...] (KB 2)
- (38) Wir nennen sie die castilianische, und dieses ist das eüßerste Theil dieses Landeß (KB 5)
- (39) Wir wolten daß wir dieße Iagdt niemals angefangen hetten [...] (KB 15)
- (40) Euer Maÿestät werden zwar gefangen naher Hoff geführet [...] (KB 18)

3.4.1.2. Verberststellung

Die Verberststellung ist vor allem für die älteste Stufe des Hochdeutschen charakteristisch. Sie ist relativ oft in Sätzen, durch die ein neuer Redegegenstand in die Erzählung eingeführt wird, anzutreffen. Das Vorfeld bleibt ebenfalls leer, wenn entweder eine neue Information zu einem bereits etablierten Diskursreferenten auftaucht oder eine neue Situation in den Diskurs eingeführt wird. Es sollte sich also um eine spezifische Funktion in Bezug auf die Informationsstrukturierung handeln, und zwar die Kennzeichnung von Sätzen, welche neue Informationen innehaben. Obgleich aber noch im älteren Althochdeutschen die Verberststellung in deklarativen Hauptsätzen gut belegt werden kann, ist diese Erscheinung im späten Althochdeutschen bzw. Mittelhochdeutschen kaum zu finden. Die Verberststellung taucht erst ab der Mitte des 15. Jhs. wieder in Texten auf. Aus diesem Grund wird hinterfragt, ob es eine geschichtliche Kontinuität zwischen den althochdeutschen und frühneuhochdeutschen Deklarativsätzen gibt. Auf der einen Seite könnte es sein, dass die Struktur trotz einer fehlenden schriftlichen Belegbarkeit in der gesprochenen Sprache existierte, auf der anderen Seite lässt sich vermuten, dass man es hierbei ab der frühneuhochdeutschen Sprachperiode mit einer neuentwickelten Konstruktion zu tun hat, die keine Zusammenhänge mit den

bereits vorhandenen Strukturen aufweist. Die Sache bleibt bis heute umstritten (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 152-153).

Im „Kohlenbrenner“ kommt die Verberststellung in deklarativen Hauptsätzen nicht allzu häufig vor. Dies sollte nach Fleischer/Schallert (vgl. 2011: 153) mit der Entwicklung des Vorfeld-*es*, das in der vorliegenden Arbeit im Kapitel 3.7.2. besprochen wird, zusammenhängen. Insgesamt lassen sich drei Belege anführen (s. Bsp. 41-43).

- (41) Müßen dann die Narren antworten, wann man wichtiege Sachen zu fragen hatt (KB 9)
- (42) O junger Knab mustu mit deinen unschuldigen Todt, das eraltete Lasterleben des Königs bezahlen [...] (KB 17)
- (43) Bin ich betrogen und an meinen Feindt versprochen (KB 31)

Der Satz (42) scheint ohne Textvorlage vielleicht nicht so eindeutig wie die zwei anderen zu sein. Durch den Vergleich mit anderen Passagen des Textes lässt sich allerdings feststellen, dass es sich bei der Phrase *O junger Knab* genauso wie beispielsweise bei *Ihro Majestät* im Satz *Ihro Majestät meine Seüfzer haben innerlich ihren Wohnplaz* (KB 16) um eine Apostrophe handelt. Es kann zudem durchaus möglich sein, dass die Verberststellung durch die morphologische Struktur des Prädikatsteils *mustu* regiert wird. Das in der Regel im Vorfeld stehende Subjekt *du* tritt in Form vom Enklitikon *-u* (mehr dazu im Kapitel 3.6.1.) auf und befindet sich somit aus strukturellen Gründen in der linken Satzklammer.

3.4.1.3. Verbdrittstellung

Neben Fällen von Verbzweit- bzw. Verberststellung sind in älteren Texten auch Belege für Verben in deklarativen Hauptsätzen zu finden, die weder die linke Satzklammer noch das Vorfeld besetzen, sondern erst später stehen. Man spricht dann von Verbdrittstellung oder, wie es vor allem in der älteren Forschungsliteratur zu finden ist, Verbspäterstellung. In der Sprachgeschichte kam es aber auch vor, dass das Verb die letzte Position im Satz einnahm. Fleischer/Schallert (vgl. 2011: 154) führen in diesem Zusammenhang Fourquet (1938, 1974) auf, der behauptet, dass es sich bei der Verbletzstellung um ein besonders archaisches Merkmal einiger altgermanischer Sprachen handelt, welches bis ins Althochdeutsche erhalten geblieben sei.

Manche Forscher[Innen] gehen davon aus, dass das Germanische, die rekonstruierte Vorstufe des Deutschen und der übrigen germanischen Sprachen, durch Verbendstellung im Hauptsatz gekennzeichnet war. Die im Althochdeutschen auftretenden Fälle, die in der Geschichte des Deutschen immer seltener werden, wären dann als Überrest einer archaischen Wortstellung anzusehen (Fleischer/Schallert 2011: 154).

Es konnte festgestellt werden, dass es sich dabei um keine direkte Beeinflussung des Lateinischen handelt, in dem die Verbendstellung besonders oft vorkam. Einige Beispiele für die Verbletzstellung in deklarativen Hauptsätzen der ältesten Stufe der hochdeutschen Sprache liefert der „Althochdeutsche Isidor“. In der lateinischen Quelle nehmen die entsprechenden Verben jedoch eine ganz andere Position im Satz ein.

Seit mittelhochdeutscher Zeit sind die Belege für die Verbspäterstellung sehr selten zu finden und meistens betreffen sie literarische Texte. Gerade im Bereich der Poetik ist dies bis heute der Fall. Bei Prosatexten scheint die Verbspäterstellung in deklarativen Hauptsätzen seit dem Mittelhochdeutschen nicht mehr möglich zu sein und ist daher nur eingeschränkt belegbar (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 153-156). Trotzdem lassen sich im „Kohlenbrenner“ einige Beispiele für die Verbdrittstellung finden (s. Bsp. 44-48). Die Verbviert- bzw. Verbendstellung können nicht festgestellt werden.

- (44) [...] d<as> Schief wegen Geschäften nahm ihn wieder zu sich [...] (KB 4)
- (45) Nie beßer lernt man es [...] (KB 5)
- (46) [...] ich aber weiß von keinen Wermuth des verdrießlichen Lebens [...] (KB 3)
- (47) [...] wir aber wollen uns hinter drein machen [...] (KB 3)
- (48) [...] er aber ist an einen Eýlandt [...] verblieben [...] (KB 9)

Besonders oft, wie man anhand der Belege (46)–(48) sehen kann, rückt in die linke Satzklammer die Partikel *aber*, die eine verstärkende, hervorhebende Funktion für das Subjekt erfüllen soll. In vielen Fällen klingt der Satz für die Gegenwartssprache jedoch unnatürlich. Die in der linken Satzklammer stehende Partikel *aber* befände sich meistens im Mittelfeld. In den besprochenen Situationen kann sich entweder um ein separates Feld oder ein Attribut zum Subjekt handeln. Allerdings ist nur im Falle der ersten Interpretation von der Verbdrittstellung zu sprechen.

3.4.2. Stellung des finiten Verbs in Entscheidungsfragen

Unter „Entscheidungsfragen“ versteht man Fragen, auf die man mit „ja“ oder „nein“ antworten kann (*Hast du heute eine Prüfung? – Ja*). Sollte eine Frage mit einer Nominalphrase zu beantworten sein, ist von „Ergänzungsfragen“ die Rede. Ergänzungsfragen kennzeichnen sich dadurch, dass sie durch ein *w*-Fragewort eingeleitet werden (*Wer hat heute die Prüfung? – Elisabeth*). Für die Analyse des „Kohlenbrenners“ sind diese von größtem Interesse, weil für diese Art der Fragen in älteren Stufen des Deutschen eine besondere Konstruktion existierte. Im Althochdeutschen wurden Fragesätze mit Partikeln wie *eno*, *eno nu*, *eno ia*, *inu* etc. eingeleitet, die markierten, um was für einen Fragesatz es sich handelte. Auch die für das Neuhochdeutsche typische Struktur der Entscheidungsfragen war in althochdeutscher Zeit bekannt. Der Fragesatz wurde schon damals mit dem flektierten Verb angefangen, sodass das Vorfeld

ohne Besetzung blieb (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 156). In Schülers Theaterstück ist nur diese Struktur der Entscheidungsfragen beobachtbar (s. Bsp. 49 und 50). Es lassen sich auch keinerlei Abweichungen vom üblichen Muster feststellen.

- (49) Hastu dann ein solches Wüten über mich geschickt, und mit sturmender Handt meine Schief von den Gestatt, welche du kaum daran getrieben, weggeriesen? (KB 4)
- (50) Ist dieses mein liebster Kholer? (KB 30)

3.4.3. Nebensätze

In Schülers Text kann man interessante Eigenschaften im Bereich der Verbstellung nicht nur in deklarativen Hauptsätzen, sondern auch in Nebensätzen beobachten. Auf die untergeordneten Teilsätze wird in diesem Unterkapitel eingegangen.

3.4.3.1. Stellung des finiten Verbs

Das finite Verb steht im neuhochdeutschen Nebensatz in der rechten Satzklammer. Auch im „Kohlenbrenner“ wird diese Regel zum überwiegenden Teil eingehalten. Es kommen allerdings immer wieder Fälle vor, die mit der Grammatik des Neuhochdeutschen nicht einhergehen. Einige von ihnen werden im Folgenden anhand konkreter Beispiele diskutiert.

Die Endstellung des Finitums wird im Nebensatz nicht immer realisiert; das Verb steht nämlich manchmal im Mittelfeld. In (51) handelt es sich um die Position 3, in (52) lässt sich *nimt* wahrscheinlich durch das vorangehende Verb *hatt* beeinflussen und tritt unmittelbar nach ihm auf.

- (51) [...] damit ich eine wahrhafttiege Zeügin seÿ meiner Schwester Unschuld (KB 19)
- (52) [...] denn wer viel Sorgen hatt, und nimt dieselbe in Acht, denn wirdt bei der Nacht keine Ruhe und bei Tage keine Freüde vergünt [...] (KB 3)

In (53) kann man zwar von der richtigen Endstellung des Verbs sprechen; dafür nimmt aber das mit ihm zusammenhängende Reflexivpronomen *sich* eine beliebige Position im Nebensatz ein. Nach den neuhochdeutschen Grammatikregeln sollte es gleich nach der Konjunktion *ob* stehen.

- (53) Ob schon die ganze Welt sich gegen unß auflehnte [...] (KB 13)

Noch nicht gänzlich ausgebildet scheint die Wortstellung nach der Konjunktion *denn/dann/dan* (s. Tab. 9) zu sein. Wie im Neuhochdeutschen hat diese die kausale Bedeutung. Grammatikalisch gesehen treten *denn/dann/dan* in der Mehrzahl der Fälle (88,1 %) als nebenordnende Konjunktion (s. Bsp. 54), analog zum neuhochdeutschen *denn*, auf. Fünfmal (11,9 %) kann aber erwiesen werden, dass sie einen Hauptsatz mit einem Nebensatz verbinden (s. Bsp. 55

und 56), und nicht wie die neuhochdeutsche nebenordnende Konjunktion *denn* zwei Hauptsätze. In diesen Fällen übernehmen *denn/dann* die Rolle einer Subjunktion, welche den neuhochdeutschen hypotaktischen Konjunktionen 'weil, da' entspricht. Aufgrund syntaktischer Auffälligkeiten, aber auch noch nicht einheitlicher Lexik (drei bedeutungsgleiche Varianten: *denn/dann/dan*) kann angenommen werden, dass sich die hier analysierte Konjunktion in der Übergangsphase zwischen dem Frühneuhochdeutschen und Neuhochdeutschen nach wie vor im Wandel und somit immer noch auf dem Weg zur Standardisierung befand bzw. langsam die Bedeutung bzw. grammatische Eigenschaften von heutigen Subjunktionen 'weil, da' verlor.

	Mittelfeld (nhd. 'denn')	rechte Satzkl. (nhd. 'weil, da')
<i>denn</i>	12	3
<i>dann</i>	24	2
<i>dan</i>	1	0
Anzahl	37	5
Anteil (%)	88,1 %	11,9 %

TAB. 9. VERBSTELLUNG NACH DER KONJUNKTION *DENN/DANN/DAN* IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“ (1670)

- (54) [...] dann nit weit darvon ist ein süßes Bächlein [...] (KB 3)
 (55) [...] dann er ihren Steich und Aufenthalt sehr wohl weiß [...] (KB 3)
 (56) [...] denn wir mit schweren Gedancken gequälet werden [...] (KB 10)

3.4.3.2. Abfolge der verbalen Teile im Verbalkomplex

Aus sprachgeschichtlicher Sicht, liefert die rechte Satzklammer der Nebensätze durchaus interessante Erscheinungen. Im neuhochdeutschen Nebensatz besetzen alle Verbalteile die rechte Satzklammer, bei den periphrastischen Konstruktionen liegt also die Frage nahe, in welcher Abfolge sie vorkommen. Unter diesem Blickwinkel können somit sowohl zusammengesetzte Tempusformen (Perfekt, Plusquamperfekt, Futur I und II), als auch Passivformen, *lassen*-Konstruktionen und Modalverben untersucht werden. Bei zwei verbalen Formen herrschen im Neuhochdeutschen klare Regeln, was ihre Abfolge anbelangt. Die infinite Verbform wie Partizip II oder Infinitiv nimmt die Stelle vor dem finiten Verbeil ([...], *dass der Student geschrieben hat* bzw. [...], *dass der Student schreiben soll*; vgl. Fleischer/Schallert 2011: 163).

Dieses Modell findet jedoch nur bei Nebensätzen mit zwei Verformen Anwendung. Sind drei verbale Teile involviert, ändert sich die syntaktische Struktur des Nebensatzes. Sollten die Hilfsverben *sein* und *werden* Bestandteile eines Prädikats sein, steht das flektierte Verb in der Regel am Ende der rechten Satzklammer. Es ist aber auch möglich, dass sich das flektierte Verb nach Belieben entweder zum Schluss oder am Anfang der rechten Satzklammer befindet. Dies ist der Fall beim *werden*-Futur mit einem Modalverb, bei zwei Modalverben wie auch bei einigen *lassen*-Konstruktionen. Beim Perfekt des

Modalverbs mit einem Infinitiv nimmt das finite Verb obligatorisch die erste Position der rechten Satzklammer ein (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 164).

Auch die Abfolge mehrerer Verbelemente in der rechten Satzklammer des Nebensatzes verfügt über eigene linguistische Terminologie. Es wird von sogenannten „Verb-Clustern“ gesprochen, die ja nach Anzahl der involvierten Verbteile spezifiziert werden („Zwei-Verb-Clustern“, „Drei-Verb-Clustern“ usw.). Als charakteristisches Merkmal älterer Sprachperioden und gegenwärtiger Dialekte des Deutschen gilt, dass die Abfolge im Gegensatz zur neuhochdeutschen Standardsprache flexibler und weniger strikt geregelt ist (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 164). Da im „Kohlenbrenner“ nur Zwei- und Drei-Verb-Cluster auftreten, wird in der vorliegenden Arbeit nur auf diese Typen eingegangen. Es ist jedoch ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass im Deutschen Cluster existieren können, die aus mehr als drei Teilen bestehen. Sogar ein Sechs-Verb-Cluster scheint bildbar zu sein (*weil die Prüfung durch die Studenten hat müssen bestanden worden sein können*). Mehr-Verb-Cluster nehmen im Laufe der Sprachgeschichte kontinuierlich, aber relativ langsam zu. Der Grund dafür ist die Herausbildung weiterer periphrastischer Konstruktionen, die ja aus mehr als einem verbalen Teil bestehen (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 165).

3.4.3.2.1. Zwei-Verb-Cluster

Die Variation der Reihenfolge von zwei Elementen des Verbalkomplexes ist in Zwei-Verb-Clustern am geringsten, sodass nur zwei Möglichkeiten bei der Serialisierung von zwei unterschiedlichen verbalen Formen bestehen. Diese werden auf Basis des *haben*-Perfekts in der Tab. 10 angeführt. Um einen besseren Überblick zu gewährleisten, werden einzelne Verbteile üblicherweise in der Forschungsliteratur durch einen tiefgestellten Zahlenindex markiert. Das finite Verb erhält jeweils die Nummer 1. Nach dieser Nummerierung werden auch bestimmte Typen der Abfolge genannt. Steht das infinite Element vor dem finiten, trägt der Typus die Bezeichnung 2–1. Ist es umgekehrt, nennt man den Verbalkomplex 1–2 (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 164).

Typus	Beispiel
2–1	<i>dass der Student geschrieben₂ hat₁</i>
1–2	<i>dass der Student hat₁ geschrieben₂</i>

TAB. 10. KOMBINATORISCH MÖGLICHE ABFOLGEN IN EINEM ZWEI-VERB-CLUSTER ANHAND DES HABEN-PERFEKTS

Für die neuhochdeutsche Standardsprache gilt nur die Abfolge 2–1 als grammatikalisch korrekt. In althochdeutschen Texten sind Zwei-Verb-Cluster im Vergleich zur Gegenwartssprache relativ selten, weil sich analytische Konstruktionen wie z.B. das Perfekt damals erst in einer Entwicklungsphase befanden. Die Anzahl der periphrastischen Verbformen und somit der Zwei-

Verb-Cluster nahm in mittelhochdeutscher Zeit eindeutig zu. Im Gegensatz zur heute taucht in ca. 50 % aller Fälle das finite Verb vor der infiniten verbalen Form auf. Die Abfolge 1–2 ging jedoch ab der frühneuhochdeutschen Sprachperiode zurück. Während sie bei den Hilfsverben *sein* und *haben* im 14. Jh. 28 % betrug, zählte diese im 17. Jh. nur noch 8 % (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 166). Diese Daten können durch die Untersuchung des aus dem gleichen Jahrhundert stammenden „Kohlenbrenners“ bestätigt werden (s. Tab. 11). Die Abfolge 1–2 taucht in Schülers Werk nur zu 4,8 % auf, und zwar zweimal bei einer Konstruktion Modalverb (*können*) [+ Subjektsprädikativ] + Kopulaverb *werden* (s. Bsp. 57), zweimal bei konjunktivischen Sätzen (I: s. Bsp. 58 und II) und einmal beim *haben*-Perfekt (s. Bsp. 59; sogar mit nicht allzu häufigem Nachfeld).

Abfolge 2-1	Abfolge 1-2
100	5
95,2 %	4,8 %

TAB. 11. HÄUFIGKEIT VON MÖGLICHEN ABFOLGEN IM ZWEI-VERB-CLUSTER IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“ (1670)

- (57) [...] weilen <ich> dero nit kan theilhaftig werden (KB 14)
 (58) [...] sie fragen, was doch ihr Anliegen möge sein [...] (KB 16)
 (59) [...] ob unß nit hat betrogen die Lieb (KB 32)

Für die Abfolge 2–1 kann ein dominierender Anteil von 95,2 % errechnet werden. Zum größten Teil besteht dieser aus dem Modalverb- (s. Bsp. 60) und Perfekt-Konstruktionen (s. Bsp. 61). Vertreten sind aber auch das *werden*-Futur, das *werden*- und *sein*-Passiv wie auch *lassen*- und Konjunktiv-Formen.

- (60) [...] daß sie sich auf dein Gebott aller Künheit ohne Scheü unterfangen dörrfen (KB 2)
 (61) [...] wenn mich gehungert hat [...] (KB 10)

In den nächsten Jahrhunderten mag sich nach Fleischer/Schallert (vgl. 2011: 165) das Vorkommen der Abfolge 1–2 in den geschriebenen standardsprachlichen Texten noch stärker verringern. Sie bewahrt sich bis in die Gegenwart nur begrenzt in einigen Dialekten wie z.B. dem Zürichdeutschen und in manchen Umgangssprachen.

3.4.3.2.2. Drei-Verb-Cluster

Anders als bei Zwei-Verb-Clustern sind bei Drei-Verb-Clustern auch in der heutigen Standardsprache unterschiedliche Abfolgen zulässig. Je nach Konstruktion taucht entweder die Abfolge 3–2–1 oder 1–3–2 auf (in Dialekten gibt es noch mehr Spielraum). Rein kombinatorisch wären aber insgesamt sechs verschiedene Serialisierungen möglich (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 167-168). Die Varianten demonstriert die für das Futur II erstellte Tab. 12; auch hier

werden die Zahlenindizes für die Bezeichnung der bestimmten Typen gebraucht

Typus	Beispiel
3-2-1	<i>dass der Student geschriebens haben₂ wird₁</i>
2-3-1	<i>dass der Student haben₂ geschriebens₃ wird₁</i>
3-1-2	<i>dass der Student geschriebens₃ wird₁ haben₂</i>
1-3-2	<i>dass der Student wird₁ geschriebens₃ haben₂</i>
1-2-3	<i>dass der Student wird₁ haben₂ geschriebens₃</i>
2-1-3	<i>dass der Student haben₂ wird₁ geschriebens₃</i>

TAB. 12. KOMBINATORISCH MÖGLICHE ABFOLGEN IN EINEM DREI-VERB-CLUSTER ANHAND DES FUTURS II

Durchgeführte Untersuchungen der Texte aus dem 17. Jh., also der Zeit, in der auch der „Kohlenbrenner“ entstand, führen zu unterschiedlichen Ergebnissen. Einerseits wird gemeint, dass das finite Auxiliar den anderen verbalen Elementen vorgeht, andererseits kommt man zum Schluss, dass die Nachstellung des Finitums bevorzugt wird. Dahinter können durchaus areale Bedingungen stecken; dies zeigte sich u.a. darin, dass ein und derselbe Text in verschiedenen Regionen des Deutschen hinsichtlich der Serialisierung von Drei-Verb-Clustern unterschiedlich übersetzt wurde. Eine andere Studie erweist, dass trotz einer kontinuierlichen Zunahme der Abfolge 3-2-1 in Texten des 17. Jhs., welche einen gewissen Zusammenhang mit der gesprochenen Sprache aufweisen, die Einleitung des Verbalkomplexes durch ein Finitum (1-2-3 und 1-3-2) oder eventuell die Abfolge 3-1-2 vorgezogen wird (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 167-168). Für so eine Textsorte kann auf jeden Fall das Werk Schülers gehalten werden. Ein Theaterstück ist im gewissen Sinne ein Abbild des Gesprochenen, wenn nicht eine Transkription der mündlichen Konversation. Daher scheint nachvollziehbar zu sein, dass bei komplexen Drei-Verb-Clustern im „Kohlenbrenner“ praktisch nur ein Typus der Serialisierung gewählt wird, und zwar 1-3-2 mit dem einleitenden Finitum (s. Tab. 13).

Abf. 1-3-2	Abf. 1-2-3	Abf. 3-2-1	Abf. 3-1-2	Abf. 2-1-3	Abf. 2-3-1
11	1	0	0	0	0
91,7 %	8,3 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %

TAB. 13. HÄUFIGKEIT VON MÖGLICHEN ABFOLGEN IM DREI-VERB-CLUSTER IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“ (1670)

Die Abfolge 1-3-2 tritt in Schülers Text bei unterschiedlichsten Verbformen auf. Sechsmal kann sie bei Modalkonstruktionen im Passiv belegt werden (davon viermal bei *werden*-Passiv, s. Bsp. 62, und zweimal bei *sein*-Passiv, s. Bsp. 63). Jeweils zweimal wird diese Serialisierung beim Perfekt der Modalformen (s. Bsp. 64) sowie Futur II (s. Bsp. 65) angewendet. Einmal ist die Abfolge 1-3-2 in Verbindung mit dem Konjunktiv II der Modalkonstruktion im Passiv (s. Bsp. 66) anzutreffen.

- (62) [...] wann ich auß dießen unglückseeliegen Mauern kan erlediget werden (KB 21)
 (63) [...] daß sein Zorn mit nichts anderes alß mit meinen Todt will gestillet sein (KB 21)
 (64) [...] wann ich die Braten habe wenden müssen [...] (KB 10)
 (65) [...] biß ich werde vernommen haben [...] (KB 6)
 (66) [...] daß wir mögten ersehen werden (KB 26)

Die einzige Form, welche im behandelten Theaterstück die Abfolge 1–2–3 aufweist, ist die *lassen*-Konstruktion (s. Bsp. 67), diese kommt im Text allerdings nur einmal vor.

- (67) [...] daß er meine Schwester hat laßen hinrichten (KB 27)

Zu der für den „Kohlenbrenner“ typischen Abfolge 1–3–2 tendieren auch drei Verbalkomplexe, bei denen jedoch auf das Perfekt-Auxiliar *haben* bzw. *sein* verzichtet wird (s. Bsp. 68–70). In Betracht käme hier zwar auch die im Neuhochdeutschen beliebte Serialisierung 3–2–1; da sie aber sonst im Text nicht auftritt, ist von der Abfolge 1–3–2 auszugehen.

- (68) [...] welche ich den Typhi zu Ehren [ø]² bauen laßen [ø]² [...] (KB 4)
 (69) [...] daß der darein mit Goldt geschriebene Nahmen Elisa in Aminda [ø]² verkehrt worden [ø]² [...] (KB 18)
 (70) [...] da er unbekant [ø]² durchreißen wollen [ø]² [...] (KB 20)

Keinerlei Belege lassen sich für die Abfolge 3–1–2 finden, welche hauptsächlich mit dem Bairischen und Westmitteldeutschen gleichgesetzt wird (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 168). Dies deutet wiederum auf die negative Selektion der oberdeutschen Dialekteigenschaften wie auch auf die Beibehaltung entweder der Grammatik des Heimatdialekts oder der für die Textsorte typischen Merkmale hin.

3.5. Ersatzinfinitiv: IPP-Verben

Ersatzinfinitivkonstruktionen beschreiben einen Sonderfall der Ausbildung der rechten Satzklammer. Traditionell wird diese Besonderheit auch *Infinitivus pro participio* (IPP) genannt, da anstelle des erwartbaren Partizips ein Infinitiv tritt. Dieses Phänomen gilt nur in einigen wenigen Fällen als grammatisch. So wird die Verwendung des Ersatzinfinitivs bei „Modalverben, Perzeptionsverben wie *sehen* oder *hören*, dem Verb *lassen* sowie einigen anderen Verben wie beispielsweise *helfen*“ (Fleischer/Schallert 2011: 175) toleriert (*er hat sie nicht gehen hören*), wohingegen sie sonst als ungrammatisch angesehen wird. In einigen Fällen ist die IPP-Konstruktion sogar obligatorisch, nämlich wenn an ein Modalverb noch ein weiteres Verb tritt (*Ich habe das doch nicht tun wollen/*gewollt*; Fleischer/Schallert 2011: 175). Steht das Modalverb alleine, ist die Verwendung des Ersatzinfinitivs jedoch ungrammatisch (*Ich hab das doch nicht gewollt/*wollen*; Fleischer 2011:175). Je nach Verbklasse gilt der

Ersatzinfinitiv als obligatorisch (+), optional (\pm) oder ungrammatisch (-). Entscheidend sind hierbei sowohl die semantischen Eigenschaften des Verbs als auch dessen syntaktische Kriterien (s. Tab. 14).

IPP	Klasse	Beispiele
+	Kausative (<i>lassen, machen, ...</i>)	<i>Er hat die Kinder mit der Modelleisenbahn spielen *gelassen/lassen.</i>
+	Modalverben (<i>können, müssen, sollen, ...</i>)	<i>Er hätte das Formular schon längst einreichen *gesollt/sollen.</i>
\pm	Perzeptionsverben (<i>hören, sehen, fühlen, ...</i>)	<i>Er hat seiner Mutter abwaschen geholfen/helfen.</i>
\pm	Benefaktive (<i>helfen, lernen, ...</i>)	<i>Er hat seiner Mutter abwaschen geholfen/helfen.</i>
-	Durative (<i>bleiben, sitzen, ...</i>)	<i>Er ist noch ein bisschen liegen geblieben/*blieben.</i>
-	Inchoative (<i>anfangen, aufhören, ...</i>)	<i>Er hat mit 16 angefangen/*anfangen zu rauchen.</i>
-	Kontrollverben (<i>versuchen, sich trauen, ...</i>)	<i>Er hat sich nicht getraut/*trauen, so spät noch anzurufen.</i>

TAB. 14. IPP-RELEVANTE VERBKLASSEN. Nach Schmid (2005: 32-33, 36) [aus Fleischer/Schallert 2011: 177]

Wie aus den Beispielsätzen ersichtlich, besteht die IPP-Konstruktion immer aus einem ersatzinfinitivfähigen Trägerverb, welches mit dem Auxiliar *haben* das Perfekt bildet und einem zur Seite gestellten Vollverb. Die Abfolge der drei Teilelemente in Nebensätzen ist dabei üblicherweise die Voranstellung des finiten Auxiliars, dem das Vollverb folgt, und daran anschließend das Trägerverb, welches die IPP-Struktur beschließt. Dieser Formgebung folgend finden sich auch im „Kohlenbrenner“ Beispiele wie (71) für die Verwendung des *Infinitivus pro participio*.

(71) Herr in der Kuchel, wann ich die Braten habe wenden müssen [...] (KB 10)

In Hauptsätzen findet sich das Auxiliar *haben* in seiner finiten Form in der linken Satzklammer, während das ergänzende Vollverb und das Trägerverb in der rechten Satzklammer zu finden sind, die Abfolgerestriktion bleibt jedoch unverändert (s. Bsp. 72 und 73).

(72) Ich habe es seithero noch nie in das Wergck stellen können auß Furcht [...] (KB 14)

(73) [...] so hetten wir nit landen können (KB 9)

Eine besondere Art dieser Ersatzinfinitivkonstruktion stellt die im Korpus angetroffene Form der Auslassung des Auxiliars dar (s. Bsp. 74).

(74) [...] welche ich den Typhi zu Ehren [ø] bauen laßen (KB 4)

Die diachrone Entwicklung des Ersatzinfinitivs betrachtend, lässt sich feststellen, dass vor allem Kausative und Modalverben schon früh IPP-Konstruktionen gebildet haben, wohingegen Inchoative und Kontrollverben zumeist erst ab dem 15. Jh. an solchen Strukturen beteiligt waren. Letztere

Verbkategorien sind auch jene, die diese Formgebung als erstes wieder abgestoßen haben und bei denen der Ersatzinfinitiv im Neuhochdeutschen als ungrammatisch gilt. Das Niederländische sowie moderne Dialekte des Deutschen haben hierbei jedoch eine andere Entwicklung eingeschlagen. Hier kann sowohl die Abfolgerestriktion durchbrochen werden, als auch die Verbkategorien die einen IPP zulassen, erheblich erweitert werden.

3.6. Reduktion

Die sprachliche Reduktion nimmt den Anfang in der Zeitökonomie. Dieses in der Regel der Gegenwarts-, wenn nicht nur der Jugendsprache, zugeschriebene Phänomen hat aber feste geschichtliche Grundlagen. In diesem Kapitel soll auf einige ausgewählte Erscheinungen eingegangen werden, die bereits im Frühneuhochdeutschen oder sogar in früheren Sprachperioden ihre Tradition hatten. Die Mehrheit von ihnen bewahrte sich bis ins Neuhochdeutsche von heute. Zunächst soll das enklitischen Pronomen näher beleuchtet werden. Enklitika sind aus linguistischer Sicht schwach betonte Wörter, die sich an das vorangehende Wort anlehnen, ohne dass sie dessen zugehörige Suffixe sind und einen eigenen Akzent tragen (vgl. Nübling 2010: 258). Enklitische Pronomen treten auch in der gegenwärtigen Standardsprache bzw. in regionalen Varietäten auf. Selbst die wohl bekannte und regelmäßig von allen SprecherInnengruppen verwendete Redewendung *Wie geht's dir?* hat ein enklitisches Pronomen *-s* in sich. Aus synchroner Perspektive wäre noch z.B. auf die bundesdeutsche Umgangssprache (*Haste heute eine Prüfung?*) oder bairische Dialekte (*Håmma heut 'ne Prüfung?*) hinzuweisen. In dieser Ausführung wird ein Schwerpunkt auf das enklitische Personalpronomen gelegt. Eine weitere Erscheinung, nämlich die Weglassung des Subjektes, zeigt sich heute vor allem in der gesprochenen Sprache bei eindeutigen Verbalformen wie beispielsweise 2. Pers. Sing. Ind. Präs. (*Hast [ø] heute eine Prüfung?*). Die subjektlosen Sätze sind u.a. Bestandteil der heutigen Jugendsprache.

Das dritte Unterkapitel beschäftigt sich mit der Weglassung des auslautenden *-e*, der *e*-Apokope. „Als apokopiert bezeichnet man alle Wörter, die nach der normalisierten mhd. [mittelhochdeutschen] Grammatik ein Endungs-*e* haben sollten, dies aber verloren haben“ (König 2011: 159). Die *e*-Apokope fließt heutzutage zum Teil in die Standardsprache ein. Die Ausdrücke wie *Ich hab heute eine Prüfung* oder *Hätt ich die Prüfung bestanden* erscheinen auch auf standardsprachlicher Ebene grammatikalisch korrekt vor. Das nächste behandelte Phänomen, nämlich der Ausfall des Hilfsverbs bei vergangenheitsbezogenen Tempuskonstruktionen (**Der Student [ø] heute erfahren, dass er die Prüfung bestanden [ø]* anstatt *Der Student hat heute erfahren, dass er die Prüfung bestanden hat*), ist für das Neuhochdeutsche nicht mehr typisch. Das Gleiche, standardsprachlich gesehen, betrifft den Verzicht auf das

ge- bei Partizipien II, die dieses Flexionspräfix verlangen (*Die Studentin hat ihrem Kollegen Tipps für die Prüfung geben anstelle *Die Studentin hat ihrem Kollegen Tipps für die Prüfung gegeben). Zur Weglassung des ge-Präfixes kommt es allerdings nach wie vor in einigen regionalen Varietäten des Deutschen, z.B. im Oberösterreichischen (*gehen – gängen, kommen – koma, werden – worden*).

3.6.1. Enklitisches Personalpronomen

In vielen Fällen wird das Personalpronomen der 2. Pers. Sing. *du* im „Kohlenbrenner“ enklitisch realisiert, d.h. an das vorangehende Verb angelehnt. Die Lenis [d] des Personalpronomens *du* wird durch einen anderen dentalen Plosiv artikuliert, und zwar die Fortis [t], die bereits im Flexionssuffix *-st* enthalten ist. Das enklitische Personalpronomen *du* tritt unabhängig von der Verbform auf, somit kann es sowohl bei einem Modalverb (s. Bsp. 75), als auch als Auxiliar des zweiteiligen Verbs (s. Bsp. 76) und als Vollverb vorkommen (s. Bsp. 77).

- (75) O starcker Liebesgott, worzu kanstu nit die Herzen deiner Slaven zwingen [...] (KB 2)
- (76) Sag Menidas hastu gegen dem Berg was aufgetrieben, und wo bleiben deine Gespann? (KB 3)
- (77) Wo gehestu iz unter hin [...] (KB 7)

Da es sich in den dargestellten Fällen um keine pragmatische Weglassung des Subjekts, sondern um ein rein phonologisch-syntaktisches Phänomen handelt, kann nicht von einem echten Subjektausfall gesprochen werden (vgl. Volodina/Onea 2012: 216).

3.6.2. Ausfall des Subjekts

In Schülers Theaterstück tauchen aber auch vollständige Weglassungen des Subjekts wie in (78) und (79) auf.

- (78) [...] welche mir in Sicilien aufgewartet, und viel von Elysa Schönheit gesagt haben, welche mich hieher bewogen, und [ø] doch sie nie gesehen habe (KB 7)
- (79) [...] dieses ist mein Knecht, [ø] habe ihn auß Barmherzigkeit auferzogn [...] (KB 9)

In beiden geschilderten Fällen fehlt das Personalpronomen der 1. Pers. Sing. *ich*. Für die richtige Dekodierung des Null-Subjekts sollen andere Satzglieder bzw. Satzgliedteile sorgen. So weist das Dativobjekt *mir* in (78) auf den richtigen Numerus hin, während in (79) das Possessivum *mein* einen Bedeutungsinhalt trägt. Ansonsten deutet die konjugierte Form des Auxiliars *haben* auf das entsprechende Subjekt hin. Abgesehen von indirekter Rede und dem Konjunktiv I, mithilfe dessen sie gebildet werden kann, ist die 1. Pers. Sing. die einzige, welcher die Verbform *habe* zuzuweisen ist.

3.6.3. e-Apokope

Ein weiteres für Schülers „Kohlenbrenner“ charakteristisches Phänomen ist die *e*-Apokope. Diese wirkt sich auf die Flexionsendungen des Verbs überwiegend in der 1. Pers. Sing. aus, manchmal werden aber auch die Konjugationssuffixe der 3. Pers. Sing. betroffen. Im Zuge der Apokopierung kommt es zur Verschlechterung der Silbe, indem ein unbetonter, zentralisierter Vokal getilgt wird (vgl. Nübling 2010: 30). Die *e*-Apokope wurde im bairischen Sprachraum bereits an der Wende des 12. Jhs. durchgeführt (vgl. König 2011: 159), in der Heimatsregion Schülers allerdings erst ab dem 16. Jh., also ungefähr in der Entstehungszeit des behandelten Theaterstücks (vgl. Ernst 2006: 149).

Im „Kohlenbrenner“ lassen sich insgesamt 26 Belege für die verbale *e*-Apokope finden. Ihre Vorkommensfrequenz ist also verhältnismäßig niedrig, weswegen auch dieses Beugungsschema nicht als prototypisch für Schülers Bühnenstück zu betrachten gilt. Einen Überblick über die einzelnen Modi, Tempora bzw. Personen, in denen das *-e* des Konjugationssuffixes beseitigt wird, gibt die Tab. 15.

Indikativ						Konjunktiv	
Präsens		Präteritum		Perfekt (Auxiliar)		Präteritum (synth.)	
1. P. Sing.	3. P. Sing.	1. P. Sing.	3. P. Sing.	1. P. Sing.	3. P. Sing.	1. P. Sing.	3. P. Sing.
5	0	2	4	7	0	6	2
(haben: 3)		(MV: 1)	(MV: 2)	(haben: 7)		(MV: 6)	(MV: 2)
19,2 %	0,0 %	7,7 %	15,4 %	26,9 %	0,0 %	23,1 %	7,7 %

TAB. 15: VERBALE *E*-APOKOPE IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“ (1670)

Am häufigsten ist von der *e*-Apokope das Hilfsverb *haben* der 1. Pers. Ind. Perfekt betroffen (s. Bsp. 80-81).

- (80) [...] darum hab ich mich ein wenig in diese Büsch begeben [...] (KB 2)
 (81) [...] dann Eürentwegen hab ich mein Leben schon lengsten in die Schanze gesetzt [...] (KB 31)

Achtmal tritt die *e*-Apokope in Formen des synthetischen Konjunktivs Präteritum auf, und zwar immer in Verbindung mit den Modalverben *sollen* (sechsmal) und *wollen* (zweimal). Bei Formen wie *solt* (KB 2) oder *wolt* (KB 10) könnte es sich nicht nur um die apokopierte 1. Pers. Sing., sondern auch 3. Pers. Sing. handeln, welche ebenfalls die Endung *-e* besitzt. Allerdings ist das für den analysierten Text nicht üblich. Der Autor gebraucht die Apokope in der 3. Pers. Sing. nur in Sätzen mit dem expletiven *es*, wie durch (82-83) belegt.

- (82) [...] oder es solt Eüch leicht das Leben kosten (KB 15)
 (83) [...] und solt es auch Giffit sein (KB 16)

Im gesamten Text werden lediglich fünf präsentische Verben apokopiert, darunter nur jene der 1. Pers. Sing. Dreimal wirkt sich die Apokope auf das

Verb *haben* (s. Bsp. 84) und jeweils einmal auf *präsentieren* (s. Bsp. 85) und *zweifeln* (s. Bsp. 86) aus. Das Verb *haben* gehört seit mehreren Stufen der deutschen Sprachgeschichte zu den meistapokopierten Verben. Bei *präsentieren* mag die lateinische Etymologie und der fremdsprachige Wortlaut einen Einfluss ausgeübt haben. Das Verb *zweifeln* stößt aufgrund seiner phonetischen Struktur erstens auf die Synkope des mittleren [ə] und zweitens auf die finale Apokope.

- (84) Ich hab zwar herzliches Mitleiden mit di<sk>en 2en Verliebten, iedoch will die Ehre unsers Reichs nit zulaßen [...] (KB 28)
 (85) Hier präsentier ich Euer Majestät Schwester in dero Händte [...] (KB 30)
 (86) [...] zweifel ich nit dran (KB 9)

Eine Ausnahme bildet das Präteritum, bei dem mehr Formen der 3. Pers. Sing. (s. Bsp. 87) apokopiert werden als nur jene der 1. Pers. Sing. (s. Bsp. 88). 50,0 % aller Belege macht das Modalverb *wollen* aus (s. Bsp. 89-90). Das Präteritum ist nicht bei allen unten angeführten Beispielen sofort erkennbar. Rein theoretisch könnte es sich manchmal um den Indikativ Präsens oder Konjunktiv Präteritum handeln, aus dem Kontext der Theaterstücks geht jedoch klar hervor, dass man hier mit bereits vergangenen Ereignissen zu tun hat.

- (87) Er segnete ihm in seinen letzten Zügen, wünscht ihm viel Glück zu seiner Frau und Cron mit so anmutiegen Geberden [...] (KB 29)
 (88) [...] durch die Länder fehr und weit ich dich iederzeit begleitet [...] (KB 17)
 (89) [...] der König ist alß ein Wütenter die ganze Nacht herumgelauffen, wolt sich oft selbst ermorden [...] (KB 23)
 (90) [...] wolt ich sie in einer ku<rzen> Zeit lehren [...] (KB 10)

Bezugnehmend auf die im vorherigen Unterkapitel besprochene Weglassung des Subjekts lässt sich feststellen, dass bei subjektlosen Sätzen des „Kohlenbrenners“ gar keine Apokope durchgeführt wird. Das Verb wird lediglich dann apokopiert, wenn ein Subjekt vorhanden ist. Die grammatische Kategorie Person wird somit entweder durch ein Konjugationssuffix (*und [ø] doch sie nie gesehen habe*; KB 7) oder, wie es bei der *e*-Apokope der Fall ist, durch das Subjekt (*und weit ich dich iederzeit begleitet, und niemahlen von dir weich*; KB 17) markiert. Dies weist auf die Entwicklung eines Trends zur Beibehaltung des finalen *-e* hin, wenn jenes einem morphologischen Zweck diene, bzw. der Weglassung, wenn die entsprechende grammatische Kategorie durch andere Komponenten ausgedrückt wird.

Es ist jedoch schwer von einer Regelmäßigkeit im Apokope-Einsatz zu sprechen, was möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass Schöler sein Theaterstück verfasste, als sich die heutige Norm noch nicht voll herauskristallisiert hat. Die *e*-Apokope wird inkonsequent vollgezogen, und zwar unabhängig von der Verbart. Das trifft sowohl auf die Verbformen der 3. Pers. Sing. (*oder es solt Eüch leicht das Leben kosten*; KB 15 neben *es solte wohl*

kommen; KB 16) als auch auf jene der 1. Pers. Sing. (*darum hab ich mich ein wenig in diese Büsch begeben*; KB 2 neben *Und ich habe auch die ganze Nacht gelaufft*; KB 3) zu.

Trotzdem lassen sich zwei Hauptverwendungsbereiche der *e*-Apokope im „Kohlenbrenner“ feststellen. Erstens tritt sie als Abbild des Gesprochenen bzw. des aktuellen situativen Kontextes auf. Die Apokopierung der Verben entspricht der alltäglichen Sprachrealität, insofern wäre ein kompletter Verzicht auf die Beseitigung des finalen *-e* in einem Text dramatischer Gattung, welche eng mit der gesprochenen Sprache verbunden ist, als eine unnatürliche und somit äußerst schwer nachvollziehbare Maßnahme zu betrachten. Die Apokope führt zur Verkürzung des Wortlautes. Demzufolge ist sie insbesondere dann beliebt, wenn es um kurze Dialoge mit meistens rasantem Gesprächstempo geht (s. Bsp. 91-92). Wie man anhand des „Kohlenbrenners“ beobachtet, sind die Impulsivität und Notwendigkeit zur schnellen Informationsvermittlung typische Kontexte, in denen Schüler die *e*-Apokope umsetzt. Es kann sich um einen Ausdruck des Erstaunens (s. Bsp. 93), der Aufregung (s. Bsp. 94) oder der Empörung (s. Bsp. 95) handeln.

- (91) [...] ich wolt es thun (KB 5)
- (92) Halt ich hab dir etwas zu fragen | Und ich hab' nit Zeit zu antworten (KB 26)
- (93) Was! Hab ich den König ermordt? (KB 25)
- (94) [...] und solt es auch Giffit sein (KB 16)
- (95) [...] oder es solt Eüch leicht das Leben kosten (KB 15)

Zweitens kommt die *e*-Apokope bei Phrasen vor, die einen längeren Ausschnitt des Textes ausmachen. Es mag mit dem Aspekt der Sprachökonomie zusammenhängen. Ein Verb, welches das *-e* verliert, steht in diesem Fall meistens mitten in der Äußerung und folgt erst nach einem anderen nicht-apokopierten Verb, welches bereits auf die entsprechende Form von Person, Tempus bzw. Modus verweist (s. Bsp. 96). Besonders betroffen sind einerseits die Interrogativsätze (s. Bsp. 97-98) und andererseits die subordinierten Sätze (s. Bsp. 99-100).

- (96) [...] hernach bin ich auf den bonus, a, um kommen, <denn> oftmahlß habe ich den Hafan verfehlet und die Erbßen ertappet, ich a<ber> kunte sie so gut tecliniren alß die bona, das verbum, comedo, man<du> co und vescor hab ich so perfect außwendig gekunt [...] (KB 2)
- (97) [...] Warum solt ich mich dann wieder einen so starcken Gott geweigerdt haben [...] (KB 2)
- (98) Ach: solt ich wachen und diesen Traum in ein warhafft Geschicht verwa<ndelt> sehen (KB 24)
- (99) [...] denn ich dir bereitet hab [...] (KB 17)
- (100) [...] indem ich nur stummerweiß mit meinen Liebsten geredet hab (KB 22)

3.6.4. Ausfall des Auxiliars

Eine syntaktische Reduktion wird in Schülers „Kohlenbrenner“ auch im Bereich der periphrastischen Verbalformen vorgenommen. Regelmäßig verzichtet der Autor auf den Gebrauch von Hilfsverben beim Perfekt (96 Belege und somit 43,6 % aller Perfekt-Periphrasen, s. Tab. 2) bzw. Plusquamperfekt, und zwar sowohl auf die finiten Formen von *haben* (s. Bsp. 101) als auch *sein* (s. Bsp. 102). Da dies konsequent vollzogen wird, kann man nicht von einem zufälligen Verstoß sprechen. Meist ist dieses grammatische Phänomen in Nebensätzen anzutreffen, was natürlich damit zusammenhängen kann, dass deren grammatische Kategorien des Verbs wie Person und Tempus nicht selten mit jenen der Hauptsätze übereinstimmen und somit durch erhöhte Sprachökonomie begründet werden kann.

(101) [...] doch was ich gegen Morgen gespüret [ø], war guet [...] (KB 3)

(102) [...] und mit anderen in [...] Liebe lebte, da sie [...] eine keüschke Matron geweßen [ø] [...] (KB 8)

Zur Auslassung des Auxiliars kommt es unabhängig von der Anzahl der Prädikate (s. Bsp. 103). Ebenfalls bei mehrgliedrigen Sätzen werden die tempusbezogenen Hilfsverben vermieden.

(103) [...] welchen er etliche Mahl [...] gehabt [ø], dann er traumete, wie daß er sich von Aminda verstoßen [ø], und einen [...] Kohlbrenner an seiner statt gesehen [ø] [...] (KB 7)

Auch die Person scheint keine große Rolle zu spielen. Die Hilfsverben werden in einem Satzgefüge auch ausgelassen, wenn die Subjekte verschiedene Personen bzw. Numeri wiedergeben (s. Bsp. 104).

(104) [...] alß heüete Fruh, da der immerwehrente Contrar aufgehört [ø], und die Wellen sich zur Ruhe begeben [ø], es schlummerte Neptunus [...] (KB 4)

Im Zuge eines Satzes kann es zur Weglassung unterschiedlicher Auxiliare kommen. So wird in (105) einerseits auf *haben* und andererseits auf *sein* verzichtet, und zwar wie im vorangegangenen Beleg (104) bei unterschiedlichen Numeri.

(105) Ich habe Sicilien meine Lieb gewaigert, Portugal und Persien [ø] mir zu gering geschätzt, ganz Granaten, welches meine Morgengabe geweßen [ø], war verachtet [...] (KB 13)

3.6.5. ge-Ausfall beim Partizip II

Das verbale *ge*-Präfix übernahm aus dem Germanischen seine Funktion und wies bis in die mittelhochdeutsche Zeit einen aspektuell-temporalen Charakter

auf und diente hauptsächlich als Ausdruck der Vorvergangenheit. Bis ins 14. Jh. war die aspektuelle Opposition zwischen den *ge*-präfigierten Verben und Simplexverben sehr markant. Mit der Zeit kam es allerdings zur Neustrukturierung des deutschen Verbalsystems, die u.a. durch die allmähliche Beseitigung der *ge*-Verben bewirkt wurde (vgl. Buchwald-Wargenau 2012: 82). Wie Zeman (vgl. 2010: 256) beobachtet, drückten auch ab dem 15. Jh. einige *ge*-präfigierte Verben temporale Nebenbedeutungen, insbesondere Vorzeitigkeit, aus, während *ge*-lose Verben auf die Perfektivität hindeuteten. In Bezug darauf lässt sich jedoch keine ausnahmslose Regelmäßigkeit feststellen wie dies früher der Fall war. Mit dem kontinuierlichen Verlust des aspektuell gegliederten Verbalsystems begann gleichzeitig die Grammatikalisierung des Perfekts. Als erster Schritt dieses Prozesses ist die Aufgabe der Kongruenz von perfektivem Partizip und Objekt anzusehen. „Die zunehmende Deaspektualisierung des Präfixes *ge*- (das sich nun zum Verbalflexiv entwickelt[e]) ermöglicht[e] im Weiteren auch nichtperfektiven Verben, ein Perfekt zu bilden“ (Buchwald-Wargenau 2010: 228).

Obwohl verbale Grundformen in überwiegendem Maße das Präfix *ge*- und somit dessen Funktion verloren, zeigte sich die aspektuelle Semantik des *ge*- im Partizip II. Somit trat das Partizip II inhärent perfektiver Verben wie z.B. *kommen*, *finden*, *treffen* bis ins 18. Jh., als die GrammatikerInnen nach Normativität der Sprache strebten, frequent ohne das Flexionspräfix *ge*- auf, und das obgleich es sich früher eigentlich als integrale Komponente des Partizips II etablierte. Die innere Perfektivität des Verbs regierte also den Ausfall des *ge*-Präfixes im Partizip II. Dies war jedoch nicht der einzige Grund für die *ge*-Reduktion im Frühneuhochdeutschen und daher sollen hier weitere Ursachen für die Schwankungen bei der Verwendung des Flexionspräfixes genannt werden (vgl. Buchwald-Wargenau 2012: 82). „Bei *g*-/*k*-anlautenden Verben kann phonotaktisch zu wertender *ge*-Ausfall, bei trennbaren Verben vorrangig morphologisch motivierte Unsicherheit im Gebrauch von *ge*-vorliegen“ (Buchwald-Wargenau 2012: 82). Weiters ist die *ge*-Losigkeit den ursprünglichen, synkopierten Präfixverben wie *bleiben* zuzuschreiben (vgl. Buchwald-Wargenau 2012: 82). In diesem Zusammenhang scheinen die einzelnen Weglassungen des Partizip-II-Präfixes *ge*- im „Kohlenbrenner“ als vollkommen begründet. Alle sechs Verben, die ein präfixloses Partizip II in Schülers Theaterstück bilden, führt auch Buchwald-Wargenau (vgl. 2012: 100) in ihrer Darstellung der typischen Verben an, welche durch den *ge*-Ausfall betroffen werden können. Die Belege aus dem „Kohlenbrenner“ präsentiert die Tab. 16, hier werden auch die Gründe für den *ge*-Ausfall beim Partizip II genannt. Sollten mehrere Ursachen in Frage kommen, wird das durch Mehrfachmarkierung vermerkt.

Verb	Partizip II	Anz.	phono- taktisch	morpho- logisch	perfekti- ves Verb	ursprüngl. Präfixverb
<i>geben</i>	<i>geben</i>	2	X		X	
<i>ausgeben</i>	<i>aufgeben</i>	1		X		
<i>gehen</i>	<i>gangen</i>	1	X			
<i>hergehen</i>	<i>hergangen</i>	1		X		
<i>kommen</i>	<i>kommen</i>	1	X		X	
<i>werden</i>	<i>worden</i>	6			X	

TAB. 16. GE-LOSES PARTIZIP II BILDENDE VERBEN IN SCHÜLERS „KOHLENBRENNER“ (1670) UND GRÜNDE DAFÜR. Beispiele: MM/EP, Klassifizierung nach Buchwald-Wargenau (2012: 100)

Nach Buchwald-Wargenau (vgl. 2012: 82) soll es sich nur um Schwankungen im Gebrauch vom *ge*-Flexionspräfix handeln, und nicht um eine strikte Regel. Deswegen kann die Variation der Partizip-II-Formen einiger hier dargestellten Verben aus Schülers „Kohlenbrenner“ nachvollzogen werden. So ist im Text zweimal das *ge*-präfigierte Partizip II von *geben*, *gegeben*, anzutreffen. Die Variante *gegangen* kann zwar nicht belegt werden, dafür kommt aber *aufgegangen* einmal vor. Das Verb *werden* im Aktiv taucht jeweils als ein Kopulaverb auf, das jedoch für die Bildung des Perfekts eine präfixlose Form des Passivs *worden* übernimmt.

3.7. Expletives *es*

Das expletive *es* bezeichnet jene syntaktische Erscheinung, die auftritt, wenn die beschriebene Handlung im Gegensatz zum pronominalen *es* keine Akteure vorsieht, es jedoch erforderlich ist, dass ein Platzhalter die Position des Subjekts einnimmt (*Es regnet. Es gibt Fisch zum Abendessen*). Es erfüllt also die syntaktische Funktion des Lückenfüllers, wohingegen es keinen semantischen Gehalt besitzt (s. Bsp. 106).

- (106) Es ist war, dann nit weit darvon ist ein süßes Bächlein, alwo das Wildt zu trincken pfllegt, er hatt mir oft erzehlt, das wann es zimlich heiß ist, aldorten sich eine ganze Heerde sehen lest [...] (KB 3)

Dieses nicht-pronominalen *es* kann in verschiedenen Funktionen vorkommen. Nachstehend werden jene beschrieben, die für das zugrundeliegende Korpus relevant sind.

3.7.1. Unpersönliches *es*

Das unpersönliche *es* übernimmt die Funktion des Subjekts, referiert jedoch auf kein Substantiv, welches zuvor bereits vorgestellt worden wäre. Es tritt in Verbindung mit Verben auf, die kein Agens besitzen wie etwa Verben zur Beschreibungen der Witterung (*Es hagelt*) und von Phänomenen, welche die gesamte Umgebung betreffen (*Es duftet nach Rosen*). „Bei diesen Verben gibt es also keinen Aktanten bzw. keine semantische Rolle, die als Verursacher der Verbalhandlung angesehen werden kann“ (Fleischer/Schallert 2011: 214). Auch

die Kontraktion von unpersönlichem *es* und flektiertem Verb (s. Bsp. 107) oder Personalpronomen (s. Bsp. 108) findet sich im Korpus und deutet wiederum auf einen weit vorangeschrittenen Sprachökonomisierungsprozess hin.

(107) Ich bins zufrieden [...] (KB 3)

(108) Darum sag ichs dir [...] (KB 9)

Eine Sonderform, die im behandelten Korpus oftmals anzutreffen ist, ist jene Verbindung des unpersönlichen *es* mit sogenannten „Experiencer Verben“ (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 215). Hierbei besitzen die satzregierenden Verben sehr wohl eine semantische Rolle, die jedoch „nicht als Handlungsverursacher in Frage kommt, sondern die im Gegenteil von der Verbalhandlung betroffen ist“ (Fleischer/Schallert 2011: 214). Häufig sind dies Verben, die ein Gefühl oder eine Vermutung des sogenannten Experiencers ausdrücken (s. Bsp. 109).

(109) [...] es scheint, daß dießer Krieg unnöthig, und die Königin unschuldig sey (KB 11)

Wird das expletive *es* in Verbindung mit Experiencer-Verben vom Vorfeld ins Mittelfeld verschoben, ist dort seine Realisierung im Neuhochdeutschen fakultativ (*Mir scheint es/[ø], dass dieser Krieg...*). Während im Althochdeutschen Belege für die Realisierung des unpersönlichen *es* zumeist fehlen, finden sie sich im Mittelhochdeutschen zumindest schon an der Stelle des Vorfeldes. Im Neuhochdeutschen ist die Verwendung des unpersönlichen *es* abhängig vom Verb. Beim Experiencer-Verb *gefallen* scheint *es* in Situationen, welche die Umgebung beschreiben obligatorisch (**mir gefällt [ø] in Paris*; Fleischer/Schallert 2011: 219), wohingegen die Verbindung mit einem als Nominativ-Ergänzung auftretenden Subjekt nur ein Vorfeld-*es* duldet (*Mir gefällt (*es) Paris*; s. Bsp. 110).

(110) [...] es hat mir das Chausa, wenn mich gehungert hat, so wohl gefall^{en}, [...] (KB 10)

3.7.2. Vorfeld-es

Seinem Namen entsprechend tritt dieses Platzhalterkonstrukt nur im Vorfeld auf, bei einer Verschiebung ins Mittelfeld wird die Struktur ungrammatisch (*Es schien den ganzen Tag über die Sonne / Den ganzen Tag über schien (*es) die Sonne*). Das Vorfeld-*es* kann entweder in Verbindung mit einem Subjekt im Nominativ, welches das Agens darstellt und dessen Kongruenz mit dem Verb übereingestimmt ist, stehen, oder mit einem unpersönlichen Passiv, das ohne Agens auskommt. Das Vorfeld-*es* in Sätzen mit einem aktiven Subjekt, das Ausführender einer Handlung ist, steht typischerweise oft zu Beginn eines Gedichts, Märchens (*Es war einmal eine Prinzessin...*) oder Szeneneinsatzes wie in (111).

(111) [...] es schlummerte Neptunus [...] (KB 4)

Dadurch werden die neuen Aktanten eingeführt, ohne dass ablenkende Zusatzinformation gegeben werden muss, da das Vorfeld-*es* keine Bedeutung trägt und nur als Platzhalter fungiert (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 219). Diese Konstruktion setzt sich erst ab dem Mittelhochdeutschen durch, im Althochdeutschen dominiert noch die Verberststellung, die bereits im Mittel- und Frühneuhochdeutschen, abgesehen von lyrischen Texten, nur noch selten zu finden ist.

Die Besetzung des Vorfeldes mit dem Platzhalter *es* findet sich, wie bereits erwähnt, auch in passiven Sätzen (s. Bsp. 112), die eine Verschiebung ins Mittelfeld nicht erlauben.

(112) [...] es mögt ihm die Besoldung verkleinert werden [...] (KB 9)

Eine im Neuhochdeutschen als ungrammatisch geltende Konstruktion ist die Auslassung des Vorfeld-*es*, wenn auch sonst kein Platzhalter vorhanden ist (s. Bsp. 113).

(113) [...] sein Herz kochet und [ø] ist zu fürchten, daß seine haafsbrennente Gall außbrechen [...] (KB 12)

Ob es sich jedoch hierbei um einen Flüchtigkeitsfehler Schülers handelt, oder ob er bewusst auf das expletive *es* verzichtet hat, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

3.8. Genuswechsel

Genau in die Übergangsperiode vom areal sehr heterogenen Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen fallend, liefert der „durchlauchtige Kohlenbrenner“ auch ein anschauliches Beispiel zum Genuswechsel, welcher sich in dieser Phase vollzogen hat. Während das Substantiv *Gift* in Neuhochdeutschen zum Neutrum wurde, wird es von Schüler noch nach dem maskulinen Deklinationsschema gebeugt (s. Bsp. 114). Nach Schirmunski (vgl. 2010: 507-509) ist das maskuline Genus von *Gift* insbesondere im Oberdeutschen gefestigt und mag auf die bedeutungsmäßige Verwandtschaft mit dem männlichen Wort *der Trunk* (*Trank*) zurückgehen.

(114) [...] o daß dießer Gifft in dir durch heilige Zäuberey mögte zu einen göttlichen Nectar werden (KB 17)

Um die Möglichkeit einer Missinterpretation der an dieser Textstelle nur schwer lesbaren Handschrift auszuschließen, seien auch die anderen Belege dieses Substantivs (s. Bsp. 115 und 116) angeführt, durch welche eindeutig die Zuordnung zum maskulinen Genus bewiesen wird.

- (115) Es ist der Ort, alwo ich Armseelieger den Gifft getruncken [...] (KB 18)
 (116) König dein Gifft hat wohl gewircket, indem er durch seine Crafft [...] (KB 18)

Nach demselben Schema konnte auch der Genuswechsel des Substantivs *Eiland* nachvollzogen werden (s. Bsp. 117 und 118), das den Weg vom Maskulinum zum Neutrum offenlegt.

- (117) [...] aber der Verlust Eüres Herrn, welchen wir (- dann -) (+ an +) einen wilden Eýlandt verlaßen, entzieht unß die Helffte der Freüde [...] (KB 8)
 (118) [...] denn alß er in einen Eýlandt außgestiegen [...] (KB 28)

4. Conclusio

Anhand der Fülle der untersuchten Phänomene konnte, wie zu erwarten war, keine eindeutige Zuordnung zu einer bestimmten Sprachperiode oder einer konkreten Bestimmung des Entstehungsortes erfolgen. Die Teilergebnisse gewähren jedoch einen breiten Einblick in die syntaktischen Wandlungsprozesse vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Während einige Belege, wie zum Beispiel Rückgang des adverbialen Genitivs, weite Verbreitung mehrerer Verbalperiphrasen und expletives *es* zum großen Teil dafür sprechen, dass sich Schüler bereits des standardisierten neuhochdeutschen Sprachusus bedient, sprechen andere Ergebnisse, wie etwa Abfolge im Verbalkomplex des Nebensatzes, *Committee nouns*, *ge*-Ausfall des Partizips II und Genuswechsel dafür, dass „Der durchlauchtige Kohlenbrenner“ noch eher der frühneuhochdeutschen Sprachperiode zuzuordnen ist. Eine dogmatische Zuschreibung zu einem sprachgeschichtlichen Abschnitt und der Negierung eines anderen soll an dieser Stelle auch gar nicht erfolgen. Es genügt dieses exemplarische Forschungsprojekt, um zu zeigen, dass es gerade eben in der Natur des Wandels liegt, dass er sich nicht an einem Punkt festmachen lässt. Der Umfang der Änderungen, die einige in diesem Beitrag behandelte grammatische Phänomene vollzogen, spricht aber eindeutig von einem Bruch, der in der deutschen Sprache an der Wende des 17. Jhs. stattfand. Insofern ist äußerst schwierig von einer Kontinuität zwischen dem Deutschen der frühneuhochdeutschen Zeit bzw. jenem aus der Entstehungszeit des „Kohlenbrenners“ und dem Neuhochdeutschen der Gegenwart zu sprechen.

Ein Überblick über die Summe der beschriebenen Phänomene stellt deutlich heraus, dass gerade zu Zeit der Entstehung des untersuchten Werks, zahlreiche syntaktische Paradigmen im Umbruch waren. Allein die Arbeit mit einem relativ knappen, jedoch authentischen, noch nie zuvor korrigierten oder überarbeiteten Text dieser Phase der Sprachentwicklung des Deutschen veranschaulicht besonders deutlich die vielfältigen Veränderungen, denen eine Sprache in ihrer Genese unterliegt. Es lässt sich anhand des analysierten

Materials feststellen, dass viele für das Neuhochdeutsche typische grammatische Konstruktionen bereits in der Entstehungszeit des „Kohlenbrenners“ im Gebrauch waren; diese scheinen jedoch weder vollständig entwickelt noch über den ganzen deutschen Sprachraum verbreitet zu sein. Ihre Frequenz bzw. Varianz und die damit verbundene Unregelmäßigkeit in der Verwendung weisen eindeutig auf eine Übergangsperiode in der deutschen Sprachgeschichte hin.

Die syntaktische Analyse des dramaturgischen Textes erwies sich zudem als probates Mittel zur Unterstützung editorischer Grenz- und Streitfälle. Die Miteinbeziehung linguistischer Analysemittel stellt eine überaus wirkungsvolle Methode dar, um der Editionsphilologie zu neuen Erkenntnissen zu verhelfen, deren sich die Literaturwissenschaft bislang leider nur selten bedient. Eine engere Zusammenarbeit der sprach- und editionswissenschaftlichen Disziplinen, wie sie auch in diesem Projekt erfolgreich war, ist daher auch für weiterführende Forschungskonzepte wünschenswert.

LITERATURVERZEICHNIS

- BUCHWALD-WARGENAU, ISABEL (2010), „Zur Herausbildung der doppelten Perfektbildungen“, in *Historische Textgrammatik und historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven*, Ziegler, A. (hg.), (unter Mitarb. v. Braun, Ch., Bd. 1: Diachronie, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch), Berlin/Boston, de Gruyter, 221-236.
- BUCHWALD-WARGENAU, I. (2012), *Die doppelten Perfektbildungen im Deutschen. Eine diachrone Untersuchung*, Berlin/Boston, de Gruyter.
- „Deutscher Sprachatlas“, in *Digitaler Wenker-Atlas* [Internet]. Marburg: Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas [letzter Zugriff: 12.02.2013]. Abrufbar unter: <<http://www.3.diwa.info/DiWA/atlas.aspx>>.
- DONHAUSER, K. (1991), *Das Genitivproblem in der historischen Kasusforschung. Ein Beitrag zur Diachronie des deutschen Kasussystems*, (Habil.-Schr.), Univ. Passau.
- EICHINGER, LUDWIG M. (1995), „Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen“, in *Linguistik der Wissenschaftssprache*, Kretzenbacher, H.L. / Weinrich, H. (hg.), (Sonderdruck), Berlin/New York, de Gruyter, 301-324.
- ELSPAß, S. (2005), *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*, Tübingen, Niemeyer.
- ELSPAß, S. / MÖLLER, R. (2003ff.), *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA). Dritte Runde – Stichwort: „Fügungen mit tun“* [Internet]. Univ. Salzburg/ Univ. de Liège [letzter Zugriff: 27.10.2013]. Abrufbar unter: <<http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-3/f08b-c/>>.
- ERNST, P. (2006), *Deutsche Sprachgeschichte. Eine Einführung in die diachrone Sprachwissenschaft des Deutschen*, (Korr. Nachdruck), Wien, WUV.

- FABRICIUS-HANSEN, CATHERINE (2000), „Die Geheimnisse der deutschen würde-Konstruktion“, in *Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis*, Thieroff, R. [u.a.] (hg.), Tübingen, Niemeyer, 83-96.
- FISCHER, ANETTE (1991), „Varianten im Objektbereich genitivfähiger Verben in der deutschen Literatursprache 1530-1730“, in *Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1570-1730*, Schildt, J. (hg.), Berlin, Akad.-Verl., 273-343.
- FLEISCHER, J. / SCHALLERT, O. (2011), *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*, Tübingen, Narr.
- FOURQUET, J. (1938), *L'ordre des éléments de la phrase en germanique ancien. Etudes de syntaxe de position*, Paris, Belles Lettres.
- FOURQUET, JEAN (1974), „Genetische Betrachtungen über den deutschen Satzbau“, in *Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag*, Besch, W. [u.a.] (hg.), Berlin, Schmidt, 314-323.
- FÜRLINGER, L. (1948), *14 handschriftliche Dramen der Wanderbühne des 17. Jahrhunderts*, (Diss.), Univ. Wien.
- HELBIG, G. / BUSCHA, J. (2001), *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, (Neubearbeitung), Berlin [u.a], Langenscheidt.
- KÖNIG, W. (2011), *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, (17., durchges. u. korr. Aufl.), München, Dt. Taschenbuchverl.
- LINDGREN, KAJ B. (1969), „Diachronische Betrachtung zur deutschen Satzstruktur“, in *Sprache. Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und Diachronie. Jahrbuch 1968*, Moser, H. (hg.), Düsseldorf, Schwann, 147-158.
- MENTZEL, E. (1882), *Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main von ihren ersten Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte*, Frankfurt a.M., Völcker.
- NÜBLING, D. [u.a.] (2010), *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*, (3., überarb. Aufl.), Tübingen, Narr.
- RUDIN, B. (1976), „Eine Leipziger Studentenbühne des 17. Jahrhunderts. Universität und Berufstheater – Das Ende einer Legende“, *Kleinere Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte*, 28, 3-17.
- SCHIRMUNSKI, V. M. (2010), *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*, (hg. u. komm. v. Larissa Naiditsch, unter Mitarb. v. Peter Wiesinger, aus dem Russ. übers. v. Wolfgang Fleischer), Frankfurt a.M. [u.a.], Lang [Erstersch. auf Russ. 1956, Erstersch. auf Dt. 1961].
- SCHÜLER, A. CH. (1670), *Der durchlauchtige Kohlenbrenner*, Wien (unveröffentlichtes Manuskript).
- SMIRNOVA, E. (2007), „Rekonstruktion eines Grammatikalisierungsprozesses. Entwicklung der Konstruktion *würde* + Infinitiv zum Konjunktiv II-Grammem“, *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 1/74, 20-37.
- SOLMS, H.-J. (1984), *Die morphologischen Veränderungen der Stammvokale der starken Verben im Frühneuhochdeutschen. Untersucht an Texten des 14.-18. Jahrhunderts*, (Diss.), Univ. Bonn.
- „Sprachatlas des Deutschen Reichs. Georg Wenkers handgezeichnetes Original“, in *Digitaler Wenker-Atlas* [Internet]. Marburg: Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas [letzter Zugriff: 12.02.2013]. Abrufbar unter: <<http://www.3.diwa.info/DiWA/atlas.aspx>>.

- TRAUTMANN, K. (1889), „Deutsche Schauspieler am bayrischen Hofe“, *Jahrbuch für Münchner Geschichte*, 3, 259-430.
- THURMAIR, M. (1991), „Warten auf das Verb. Die Gedächtnisrelevanz der Verbklammer im Deutschen“, *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, 17, 174-202.
- VOLODINA, ANNA / ONEA, EDGAR (2012), „Am Anfang war die Lücke“, in *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag*, Bär, J. A. / Müller, M. (hg.), Berlin, Akademie-Verl., 207-237.
- ZEMAN, S. (2010), *Tempus und „Mündlichkeit“ im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und „Historischer Mündlichkeit“ im mittelhochdeutschen Tempussystem*, Berlin/New York, de Gruyter.